

vember 1950, die beide erhebliche Lücken in der Sicherung der Menschenrechte aufweisen, wie 1951 die Pax-Romana-Tagung in Limburg feststellen mußte, z. B. in der Frage des Schutzes des keimenden Lebens! „Die Menschenrechte sind dem Menschen von Gott gegebene Rechte“, sagte Papst Pius XII., sie ruhen nicht im Menschen selber, und es ist den Parlamenten oder ihren ideologischen Mehrheiten nicht freigestellt, darüber zu befinden, welche Rechte sie schützen wollen und welche nicht.

4. Es steht uns aber nicht zu, wißbegierig nach den Schuldigen zu forschen, denn wir sind aufgerufen, für die Erleuchtung der Gewissen der Parlamentarier zu beten. Deren Sache ist es freilich, das Gesetz Gottes zu erforschen, das ihnen durch das Lehramt der Kirche heute besonders konkret verkündet wird, und ihr Gewissen davor zu erforschen. Dann wird jeder erkennen, wer betroffen ist. Alle sind gemeint, alle fallen unter das Gesetz Gottes, und alle werden irgendeine Ursache haben, Fehler zu erkennen und wiedergutzumachen. Daß es dem Lehramt der Kirche bei dieser Gebetsmeinung nicht auf Formalitäten oder nur auf Reformen der Institutionen ankommt, hat Papst Pius XII. deutlich genug gesagt, etwa in der erwähnten Weihnachtsansprache von 1956: „Der Staat und seine Form hängen von dem moralischen Charakter der Bürger ab, ganz besonders heute, wo der moderne Staat im hohen Gefühl seiner technischen und organisatorischen Möglichkeiten nur zu sehr geneigt ist, durch öffentliche Einrichtungen dem Einzelnen das Denken und die Verantwortung für sein Leben abzunehmen. Eine solche Demokratie muß also fehlgehen, sobald sie sich nicht mehr an die einzelne sittliche Verantwortlichkeit der Bürger wendet oder wenden kann. Doch selbst wenn sie wollte, wäre sie dazu oft nicht mehr mit positivem Ergebnis imstande, weil sie überall dort keine Antwort fände, wo der Sinn für die wahre menschliche Wirklichkeit, das Bewußtsein der Würde der menschlichen Natur und ihrer Grenzen im Volk nicht mehr lebendig sind.“ Daher sei die Reform der Institutionen nicht so dringlich wie die Reform der Sitten, die nur vor der Krippe von Bethlehem in Demut erlernt werden kann. Aus dieser Sicht ergibt sich klar, daß die Gebetsmeinung, die zwar auf die Parlamente der Völker abzielt, letzten Endes uns selber, die Gläubigen meint, denen die Verantwortung obliegt, die rechten Parlamentarier zu wählen und die Gewählten ständig an ihre Pflichten gegenüber Gott und seinem Gesetz zu erinnern. Das heißt aber, daß wir selber das Gesetz Gottes fleißig studieren und mit Hilfe der Gnade befolgen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Pastoral-liturgischer Diözesankongreß des Bistums Limburg

In verschiedenen Ländern haben sich — einen Wunsch von *Mediator Dei* verwirklichend — diözesane Studienwochen oder auch eigentliche liturgische Kongresse eines einzelnen Bistums eingebürgert und als geeignete Mittel zur Hebung der „in der Liturgie geborgenen Schätze der Frömmigkeit“ erwiesen. Neben den wertvollen Studientreffen der Fachleute und den großen nationalen oder internationalen Kongressen bieten sie eine vorzügliche Möglichkeit, vor allem die dem

jeweiligen Stand der liturgischen Erneuerung der Diözese entsprechenden Fragen innerhalb des Gesamtklerus und der Laienmitarbeiter zu besprechen. So läßt sich in Verbindung mit dem Bischof die erforderliche Abstimmung erreichen, selbstverständlich unter Berücksichtigung der Verhältnisse im gesamten Sprachgebiet.

In Deutschland hat diese Form der pastoralen Erneuerung, wohl mitbedingt durch die Größe der Diözesen, bisher wenig Verbreitung gefunden. (Eine biblisch-liturgische Werkwoche in Berlin im Januar 1953 — vom Liturgischen Rat im Bistum und dem Liturgischen Institut von Trier einberufen — entsprach durch die Teilnahme des Bischofs von Berlin und etwa 500 Priestern aus dem Bistum und der gesamten DDR in mancher Beziehung einem Diözesankongreß.)

Daher kommt dem Kongreß des Bistums Limburg, der vom 19. bis 21. März 1958 in Frankfurt a. M. stattfand, besondere Bedeutung zu. Drei Jahre nach dem Zweiten Deutschen Liturgischen Kongreß (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 29 ff.) und zwei Jahre nach dem Ersten Internationalen Pastoral-liturgischen Kongreß in Assisi (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 136 ff.) kennzeichnen sowohl die Referate wie auch die Empfehlungen der Arbeitskreise das gegenwärtige Stadium der liturgischen Erneuerung auf mehreren Gebieten über den Rahmen des Bistums Limburg hinaus.

Liturgie und Bistum

Dem Kongreßthema „Liturgie und Bistum“ entsprechend, befaßte sich Professor J. Pascher, München, im Hauptreferat des ersten Tages mit der „Liturgiefeier im Bistum“. Er machte darauf aufmerksam, daß das Denken in den Kategorien der Teil- und Gliedkirche, der der Bischof präsidiert, nicht im gleichen Maße wie das Kirchenbewußtsein und das Pfarrbewußtsein gewachsen sei (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 188 ff.: „Was ist ein Bischof?“). „Mir scheint, es ist die Stunde gekommen, daß wir, stärker als bisher, in den Kategorien der Diözese zu denken lernen.“ In seinen geschichtlichen Ausführungen gab der Referent einen Überblick über das Verhältnis vom Bischof zu seinen Priestern in den verschiedenen Formen der Eucharistiefeier. Nach der Gemeindeverfassung des Ignatius von Antiochien kann es kaum zu bezweifeln sein, daß für gewöhnlich das Synedrium der Presbyter mit dem bischöflichen Haupt die Eucharistie feierte. Für die römische Kirche stellt Pascher um 400 noch ein ungewein starkes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf der eucharistischen Basis fest. Es äußerte sich in der Übersendung eines Stückes der vom römischen Bischof konsekrierten Hostie, dem Fermentum, an nahewohnende Pfarrer, die es zu Beginn der Brotbrechung in den Kelch senkten, nachdem ein Bote es von der Meßfeier des Papstes ihnen mit dessen Friedenswunsch überbracht hatte. Formen des eigentlichen Zusammenzelebrierens finden sich noch im 7. Jh. für die hohen Festtage. Selbst nach der Jahrtausendwende kann man für die Diözese Chartres einen Brauch nachweisen, wonach der Bischof am Tage der Priesterweihe den neuen Priestern so viel von der konsekrierten Hostie mit nach Hause gibt, daß diese 40 Tage lang bei ihrer eigenen Meßfeier davon genießen konnten, vermutlich auch durch Einsenkung in den Kelch. Auch in dieser Sitte lebt ein Hinweis der einheitlichen Verbindung des Bischofs mit seinen Priestern und den ihnen anvertrauten Gemeinden weiter.

Bezüglich des Rechtes des Bischofs, die Liturgieformen zu bestimmen, bemerkte Pascher, der Bischof habe das selbständige Recht auf Ordnung des Kultes im Laufe der geschichtlichen Entwicklung aus übergeordneten Gründen verloren. Damit sei seine Stellung als Haupt der Liturgie der Teilkirche jedoch nicht aufgehoben. „Wenn man ferner das Verfahren der Päpste in Sachen der liturgischen Erneuerung beobachtet, so ist deutlich, welches Gewicht den Auffassungen und Wünschen der Bischöfe zugestanden wird.“ Vor wichtigen Reformen wird immer ihr Gutachten eingeholt. „Das ist nicht mit bürokratisch-praktischen Erwägungen zu erklären, sondern kommt von der grundsätzlichen Stellung des Bischofs für die Liturgie der Diözese. Der Apostolische Stuhl betrachtet die Priesterschaft der gesamten Kirche nicht als ein einziges, dem Papste zugeordnetes Presbyterium, sondern sieht im Diözesanklerus noch immer das Synedrium des Episkopus.“ Wenn die liturgische Stellung des Bischofs auch nach dem geltenden Recht zur Zeit außerhalb der Weihe nicht in der Form einer wirklichen Konzelebration zum Ausdruck gebracht werden könne, so sei es doch ein starkes Zeichen für die Einheit des Bischofs mit seinen Priestern, wenn sie bei der gemeinsamen Feier der Eucharistie aus seiner Hand den Leib des Herrn empfangen. Was die sogenannte „bischöfliche Liturgie“ angeht, wird darauf hingewiesen, daß es vor allem in den Ländern deutscher Zunge einen vom Bischof geordneten und geleiteten Gottesdienst gibt, der in den Gesang- und Gebetbüchern der Diözesen mit den näheren Ausformungen der Gemeindemessen, den Andachten, dem Liedgut usw., enthalten ist; natürlich sind diese vom Bischof gegebenen Ordnungen und Gottesdienstbestandteile nicht losgelöst von der Liturgie der Gesamtkirche. Sie seien als eine Art Gottesdienst „*secundae dignitatis*“ zu betrachten, dem jedoch hohe, mehr als natürliche Würde eigen sei und „in der der Bischof noch wie in alter Zeit nicht nur das Haupt ist, sondern auch die eigentlich maßgebende Ordnungsmacht“. Von den Empfehlungen der Arbeitskreise des ersten Tages — es fanden drei verschiedene täglich statt — sind unter Berücksichtigung der obengemachten Einschränkung die zur Meßgestaltung und zur Wortverkündigung besonders beachtlich.

Formen der Meßgestaltung

Die 1942 der Bischofskonferenz in Fulda vorgelegten „Richtlinien zur Gestaltung des pfarrlichen Gottesdienstes“ hatten für die sogenannte „stille Messe“ keine Weisungen vorgesehen. Für sie wird nun vom Limburger Kongreß (teilweise ähnlich wie Bestimmungen anderer Diözesen in den letzten Jahren) gewünscht, die „ganz stille“ (wie auch die völlig übersungene) Messe zu vermeiden. Die Gläubigen sollen ihre liturgischen Funktionen wenigstens durch die Antworten auf die Zurufe des Zelebranten ausüben, der auch Präfation und Pater noster laut lateinisch sprechen soll.

In den vielfach üblichen Formen der Gemeinschaftsmessen hat der Wunsch nach der Muttersprache ein Zurücktreten des Priesters und der ihm im Rahmen der Funktionsdifferenzierung zukommenden Stellung als Liturge zur Folge gehabt. Hierzu machte der Arbeitskreis den Vorschlag — der übrigens in den Richtlinien nicht unerwähnt ist —, in den Gemeinschaftsmessen die Orationen vom Priester selbst sprechen zu lassen. Dem Verlangen nach Verständnis dessen, was der Priester in der fremden Sprache sagt,

kommt man dadurch nach, daß der Vorbeter in Verbindung mit einer kurzen Oremuspause einen knappen, wohl vorbereiteten Text einfügt, der nach Art eines Invitatoriums (vgl. Karfreitagsfürbitten) einen Hauptgedanken der nun folgenden Oration hervorhebt. Weiter wurde auch für die Gemeinschaftsmesse der wenigstens gelegentlich laute lateinische Vortrag von Präfation und Pater noster durch den Zelebranten angeregt, um die Würde dieses Priestergebetes zu betonen. „Doch kann die Gemeinde auch das Pater noster (wie am Karfreitag) gemeinsam mit dem Priester sprechen.“ Dem Priester wird nahegelegt, nach dem „*per omnia saecula saeculorum*“ vor der Präfation und dem Pater noster zu warten, „bis die Gemeinde aufgestanden ist und das damit verbundene Geräusch zu Ende gekommen ist. Diese kleinen Pausen sind von Bedeutung, zumal hierdurch die Zäsur deutlich wird, die an diesen Stellen in der Liturgie besteht.“ Die beiden Schriftverkündigungen sollen nicht unmittelbar aufeinander folgen, da der Zwischengesang (rezitiert, gesungen oder durch eine Liedstrophe ersetzt) als meditatives Zwischenglied nicht übergangen werden darf.

Wortverkündigung

Bezüglich der Wortverkündigung wurde vor allem nach Wegen gesucht, um die von P. Bea SJ in Assisi so stark betonte „besondere Kraft und seelsorgliche Bedeutung“ der Heiligen Schriften „in der von der Vorsehung geschaffenen Verbindung der Schriftlesung und des eucharistischen Opfers nutzbar zu machen“. Der Arbeitskreis bezeichnete es als erstrebenswert, auch in den Werktagsmessen das Evangelium und möglichst die Lesung von einem Lektor oder anschließend an die lateinische Lesung vom Priester zu verkünden. Dem vielfach geäußerten Wunsch nach einer größeren Anzahl von Perikopen, so ausgewählt, daß sie alle wesentlichen Glaubenslehren enthalten, kommt die Diözese Limburg dadurch nach, daß zu jedem Sonn- und Festtag mehrere Schriftperikopen und Väterlesungen ausgesucht wurden, die in den Gemeindemessen und Andachten verkündet und auch als Predigtperikopen benutzt werden können, wobei der zelebrierende Priester natürlich der Ordnung des römischen Meßbuches folgt. Die neutestamentlichen Schriftlesungen sind nach einem Vorschlag von H. Kahlefeld ausgesucht worden. Für die Meßansprachen wird der Grundsatz aufgestellt: Keine Gemeinschaftsmesse ohne ein priesterliches Wort.

Liturgie und christliches Brauchtum in der Familie

Auch dieser Arbeitskreis legte eine Anzahl beachtenswerter Vorschläge vor, die versuchen, Familienfrömmigkeit und Liturgie zu verbinden. Es seien nur einige Punkte genannt: Pflege des gemeinsamen Mahles (wegen der Beziehung zum eucharistischen Mahl), das Familiengebet mit dem Vater als Vorbeter, gemeinsame, regelmäßige Bibellesung in der Familie, der Sonntag der Familie, Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente (Vorbereitung auf die heilige Kommunion ist vor allem Aufgabe der Eltern) u. a.

Kirchenlied und Liturgie

Professor J. Overath, Köln, legte im Grundsatzreferat des zweiten Tages an Hand zahlreicher Beispiele ausführlich die Entstehung und Entwicklung des deutschen

Kirchenliedes aus den textlichen und musikalischen Quellen dar. Er sieht den geschichtlichen Ansatzpunkt des volksgemäßen musikalischen Ausdrucks in den Litaneien, in denen „schon immer Klerus und Volk eine singende Einheit darstellten“. Hierbei entstehen die ersten Formen religiösen Singens in der Volkssprache, die auch Eingang in die offizielle Liturgie finden. 1148 konnte man schreiben: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilandes in Liedern in der Volkssprache“ (vgl. hierzu das Referat von Missionsbischof van Bekkum in Assisi, Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 139f.). Neben dem lateinischen Hymnus, den Sequenzen und Tropen gaben neue Anregungen die liturgischen Spiele, die das Volk durch kurze deutsche oder auch lateinische Rufe und durch lateinisch-deutsche Mischlieder beteiligen. Ein interessantes Beispiel für die gegenwärtige Diskussion um die zukünftige Kirchenliedentwicklung, die allerdings vom Referenten in diesem Zusammenhang nicht erwähnt wurde, gab Overath mit jenen Kirchenliedern, die ihrem Ursprung nach der weltlichen Sphäre angehören, von der er meinte, sie sei eben die der mittelalterlichen Welt, „deren Rathäuser sich in ihrer Ornamentik ebensowenig von den Ornamenten der Gotteshäuser unterschieden wie die Tonalität der Musik in und außerhalb der Kirche“. Ein wichtiges Faktum in der Kirchenliedgeschichte ist die allmählich eintretende Umgestaltung von der Choraltonalität zu Dur und Moll, die begründet liegt „in der ganz anders gearteten musikalischen Ausdruckshaltung des nordischen Menschen, dem die melismatisch-linienhafte Gestaltung, die zum konstituierenden Element des Choral gehört, fremd war und der diese Musik akkordlich empfand und umgestaltete“. Overath sprach von dem „germanischen Choralldialekt“ (vgl. die Vota 21—23, „Missionsländer“, des 3. Internationalen Kongresses für Kirchenmusik, Paris 1958, Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 258). Das Kirchenlied ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts als Gemeindelied fest verwurzelt. Eine Form des 16. Jahrhunderts sind die Psalmlieder, etwa die des K. Ulenberg, gereimte Psalmaphrasen mit Melodien aus beliebten Volkswesen, aber auch gregorianischen Quellen. Das heilsgeschichtliche und glaubenskundliche Liedgut des folgenden Jahrhunderts mit homiletisch und katechetisch wertvollen Texten mußte im Zuge der Kirchenliedererneuerung unserer Tage von späteren Verunstaltungen befreit werden. Für die sogenannten Balladenlieder schlug der Referent eine Verwendung als Vesperhymnus in den Volksandachten vor, da sie im allgemeinen nicht in die Meßfeiern passen. Die musikalischen Bewegungen wie auch das wachsende Empfinden für die Liturgie haben neuerdings die Bemühungen um die Ursprünglichkeit der Melodiegestaltung verstärkt. Als Voraussetzung für das Gedeihen des neuen Kirchenliedes heutigen Stiles wird die Wiedergeburt der Pfarrei angesehen.

Kirchenchor, Gemeindegesang, Kirchenmusiker

Vom Kirchenchor wünschen die Empfehlungen des Arbeitskreises, er möge beim Volksgesang Chorführer der Gemeinde sein, nicht aber die Gemeinde verdrängen oder ein Eigenleben führen. „Wenn er das Ordinarium mehrstimmig singt, soll die Gemeinde wenigstens die Akklamationen und evtl. auch das Credo choraliter singen.“ Als dankbare Aufgabe wird ihm mit dem Volk wechselndes Singen deutscher Kirchenlieder bei feierlichen Andachten empfohlen, wobei etwa die eine oder andere

Strophe vom Chor mehrstimmig gesungen werden soll. Ein anderer Arbeitskreis beschäftigte sich sehr eingehend mit der Aufgabe, das Liedgut des neuen Limburger Gesangbuches in den Pfarreien einzuführen. Der Arbeitskreis bat um die Anordnung eines einheitlichen Übungsplanes für das Bistum mit drei oder vier Liedern monatlich. Für das Üben mit den Vorsängergruppen wurden Tonbänder mit Text- und Melodiehinweisen und mit Beispielen für Wechselgesang in Aussicht gestellt. Der überall in Deutschland spürbar werdende Mangel an geeigneten Organisten und Cantores, der zu einer Beeinträchtigung der pastoral-liturgischen Arbeit führen kann, veranlaßte die Diözese zu einer Neuordnung des Ausbildungsganges und der Besoldungsordnung der Kirchenmusiker. Der 3. Arbeitskreis befaßte sich mit den Problemen von „Liturgie und Kunst“, die auch durch eine stark diskutierte Ausstellung moderner liturgischer Kunst sichtbar gemacht wurden.

Erziehung zur Liturgie

Unter dem Thema des dritten Tages, „Erziehung zur Liturgie“, entwickelte Professor Th. Schmitzler, Köln, den Grundriß einer Liturgiepädagogik. Aus der Anordnung des Konzils von Trient, das den Seelsorgern befiehlt, häufig innerhalb der Meßfeier etwas von dem, was in der Messe gelesen wird, auszulegen und unter anderem eines der Mysterien dieses hochheiligen Opfers zu erklären, folgerte er, daß es eine unverstandene Liturgie gibt, ein Recht, sie zu verstehen, und darum eine Pflicht, sie zu erklären. Gegenüber möglichen Mißverständnissen sei zu betonen, daß zwar *das* Mysterium der Wesensverwandlung, der Gegenwart Christi, der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers dem Begreifen entzogen und nur dem Glauben zugänglich sei, doch müßten „*die* Mysterien, d. h. die geheimnisvollen Zeichen und Worte, in die das Mysterium eingebettet ist, verstanden werden“. Zu dem Aufgabenbereich einer zunächst propädeutischen Liturgiepädagogik gehören Sprache und Zeichen. Im Anschluß an verschiedene Stellen aus 1 Kor. 14 wurde gefragt: „Was würde Paulus von manchem unserer feierlichen Gottesdienste sagen . . ., von einer Epistel, die vorgelesen wird, wie es irgendwo hieß, ‚zur Ehre Gottes‘, ohne daß der eigentliche Adressat dieses göttlichen Briefes, die Gemeinde, auch nur ein Wort davon ahnte?“ Daneben wird es als notwendig bezeichnet, für einen begrenzten Teil der Liturgie zur Doppelsprachigkeit zu erziehen (Akklamationen und Teile des Ordinariums); ein Weg, den das neue Militärgesangbuch gegangen ist. Im Rahmen der Genehmigungen des Heiligen Stuhls sei zu fordern: Soviel Latein wie nötig, soviel Muttersprache wie möglich. Weiter wird sich die liturgische Propädeutik der Zeichenblindheit annehmen müssen und die Zeichen aus dem heutigen Verständnis deuten. Sie muß die Spielfähigkeit des Menschen pflegen und ihm zur Fähigkeit des echten Feierns verhelfen. Schließlich wächst sie ins Soziale und Politische, indem sie durch die Rettung des Sonntags, die Durchsetzung der sozialen Gerechtigkeit usw. die Wurzeln schafft, aus denen „wieder die volle Blüte der liturgischen Gottbewegung“ erwachsen kann. Für die Liturgiepädagogik innerhalb der Gottesdienste selbst warnte der Referent vor einer „Reiseführer-Liturgie“, die mit erhobenem Zeigefinger alles Wißbare aufzählen will. Kurze, erklärende, nicht beschreibende Kommentare hält er für zweckmäßig und erlaubt, spricht das

Konzil doch davon, daß die Deutung „inter missarum celebrationem“ geschehen soll. Wertvolle Hinweise wurden dann noch für die verschiedenen Möglichkeiten der Liturgiepädagogik in der schulischen und außerschulischen Glaubensunterweisung, der Ministrantenseelsorge und durch die Haltung des Liturgiepädagogen selbst gegeben.

Aus dem umfangreichen Stoff der Arbeitskreise können nur die Themen erwähnt werden: „Liturgische Erziehung im Religionsunterricht“, „Das Kirchenlied im Religionsunterricht“, „Ministrantenerziehung“, „Pueri cantores“. Einer der Vorschläge sprach sich gegen die Aufteilung von Bibel- und Katechismusunterricht unter zwei Erzieher (Lehrer und Priester) aus; ein anderer begründete die Benutzung des Diözesangesangbuches in der Schule als Grundlage für die Mitfeier der Sakramente und des Kirchenjahres damit, daß der Katechismus nicht genügend Material bereitstelle.

Die Meßansprachen wurden gehalten von Msgr. Dr. Johannes Wagner, Leiter des Deutschen Liturgischen Instituts, Trier: „Wiedererweckung des Gottesdienstes“, und im Pontifikalamt des letzten Tages von Bischof Dr. Wilhelm Kempf: „Liturgie — Werk Gottes“. Gebet am Vormittag (Terz) und Gebet zur Mittagsstunde (Sext) in der Form des Diözesangesangbuches faßten die Vormittags-sitzungen ein.

Was sich Seel-sorger von der theologischen Wissenschaft heute wünschen

Praktische Seelsorge und theologische Wissenschaft stehen seit jeher in gegenseitiger Abhängigkeit. Sie sind, wollen sie ihren Auftrag recht erfüllen, aufeinander angewiesen. In Hochzeiten

der Kirchengeschichte war der Lehrer der Theologie immer auch zugleich Seelsorger, und der Vater und Führer der Gemeinde — wie Van der Meer in seinem Augustinbuch gezeigt hat — nicht weniger Theologe. Über die moderne Trennung von „kniender“ und „lehrender Theologie“ ist im letzten Jahrzehnt viel geschrieben und geredet worden. Das Thema hat jetzt wiederum aufgegriffen der Schriftleiter der „Lebendigen Seelsorge“, Alfons Fischer, in einem Beitrag „Wünsche der Seelsorge an die theologische Wissenschaft“ (in „Lebendige Seelsorge“, Heft 4, 1958, S. 127—136). Fischer hat keinen grundsätzlichen Beitrag geschrieben, sondern in einem fingierten „Gespräch zwischen einem Seelsorger und einem Professor“ der katholischen Schultheologie in Deutschland einen Katalog von Wünschen und Forderungen von seiten der praktischen Pastoral vorgelegt.

Die erste Feststellung, die Fischer trifft, lautet: Das Interesse der Menschen aller Bildungsschichten für die Aussagen der Theologie ist groß; „aber nicht weniger groß ist oft genug die Enttäuschung, wenn sie uns in Begriffen reden hören, die für sie eine fremde, nicht gelernte, ja tote Sprache sind“. Schlimmer noch, fügt er hinzu, wenn sie den Eindruck haben, die Theologie verfehle mit ihrer Antwort die heutige Situation, weil sie sich über die Fragestellungen und Denkkategorien des 13. Jahrhunderts hinaus nicht entwickelt hat. Der Einwand, daß das am Seelsorger liege, der in seiner Wissenschaft nicht sattelfest sei, und nicht an der Schultheologie, die „zwar nicht mehr die lebendige theologische Auseinandersetzung mit dem Geist der Epoche“ pflege, „sondern die reichlich nüchterne und auch etwas abgestandene systematische Zu-

sammenfassung und rückschauende Wiedergabe solcher Auseinandersetzungen“ sei, läßt Fischer nicht gelten. Als Hauptursache für die eingangs getroffene Feststellung nennt er den Mangel an Selbstkritik bei den meisten Theologieprofessoren (was ihr Verhältnis zur Theologie und Seelsorge angeht). „Sie verfolgen vielfach den Weg ihrer Wissenschaft nicht über den Hörsaal oder das Seminarzimmer hinaus. Sie sind gefangen im Kreidekreis ihrer Deduktionen.“ Und sie verfehlen damit ihren kirchlichen Auftrag. Denn was ist ihre Aufgabe? Zweierlei, sagt Fischer: „Die Frohe Botschaft so darzustellen, daß sie in ihrem ursprünglichen Sinn . . . erklingen kann; und ferner, sie auf eine solche Weise vorzutragen, daß sie die Zuhörer erreicht und von den Menschen auch unserer Zeit verstanden wird.“ Die Theologie dürfe niemals nur ein wissenschaftliches, sondern sie müsse auch stets ein priesterliches Anliegen sein. Daher müsse der Theologe aufgeschlossen sein für die Probleme unserer Zeit, freilich als „Mann des Unwandelbaren“. Das aber heiße nichts anderes, als daß die Theologie „ständig den kühnen Sprung nach vorn mit einem sehr lebendigen Sinn für die Tradition und mit kluger Umsicht verbindet“. „Unsere theologischen Fakultäten dürfen heute nicht mehr bloß Arsenalen rostiger Feldschlangen aus dem 16. Jahrhundert sein. Sie müssen im Gespräch bleiben mit der Gegenwart.“

Die Persönlichkeit des Theologen

Auf den Einwand des „Professors“, die Mehrzahl der Theologieprofessoren sei von der Notwendigkeit einer lebendigen Auseinandersetzung mit unserer Zeit überzeugt, wenn sie auch den „verhinderten Seelsorger“ unter ihren Kollegen nicht schätzen kann, „der von Einkehrtag zu Einkehrtag jagt und über lauter lebendigen Kontakten die ernsthafte Forschung vernachlässigt“, antwortet Fischer: So selbstverständlich hohes wissenschaftliches Niveau, Meisterschaft auf einem Spezialgebiet ist, es genügt nicht für eine gültige theologische Aussage. „Die Spezialisierung darf nicht zu weit getrieben werden. Der Vertreter der wissenschaftlichen Theologie soll nicht bei seinem Rigorosum oder Colloquium den letzten Kontakt mit den anderen Disziplinen seiner Fakultät gehabt haben, sondern er soll in ständiger Tuchfühlung mit ihnen bleiben . . . In einer Zeit, in der die Kirche es sich weniger als je erlauben kann, ins Getto zu gehen, darf sich kein Vertreter einer theologischen Disziplin abschließen gegen andere Gebiete des Geistes und Wissens.“ „Sollte heute nicht jeder, der einmal einen theologischen Lehrstuhl einnehmen will, auch die seiner Wissenschaft entsprechenden weltlichen Disziplinen durchschritten haben, um das wissenschaftliche Werkzeug, die philosophische Denkweise von heute, die naturwissenschaftliche usw. . . zunächst sozusagen am theologisch neutralen Stoff einzuüben?“

Zwei Einwände macht sich hier Fischer. 1. Niemand könne heute mehr Polyhistor sein; 2. Die Geschichte der Kirche zeigt, daß die kirchliche Theologie auf dem freien Felde der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ihre Siege errungen hat wie z. B. in der Auseinandersetzung mit dem averroistischen Aristotelismus an der Pariser Artistenfakultät noch vor Thomas. Aber, fragt Fischer weiter, „ist nicht der Geist der Pariser Artisten inzwischen ausgestorben“? Die damaligen Theologen haben die Auseinandersetzung mit dem neuen Geist gewagt. Das Ergebnis sei eine „Revolution der Denkart“ gewesen. „Die

Epigonen hatten und haben weniger Mut. Wenn die Theologie heute noch nicht mit Kant oder Hegel oder Heidegger innerlich so fertig geworden ist wie ihre Vorfahren mit Platon und Aristoteles, dann liegt das nicht an Kant und seinen Genossen, sondern daran, daß diese späteren und heutigen Theologengeschlechter nicht mehr von der im Glauben und in der Wissenschaft starken Art zu sein scheinen wie die Theologengeschlechter eines Origenes, Augustin, Anselm, Albert, Thomas usw.“

Das Problem der Akkommodation

Fischer nimmt den Einwand der Schultheologie nicht ganz ernst: die heutigen Menschen seien an der historischen Sicht interessiert, sie verlangten nach dem ganzen Reichtum der zweitausendjährigen Tradition der Kirche. Denn das historische Interesse wird nach Fischer nicht durch jede beliebige historisch ausgerichtete Theologie befriedigt. Die Theologie von heute sei aber leider allzu retrospektiv. „Das Gewicht der Trägheit, die Macht des Herkommens, die Herrschaft des Buchstabens, das Hängenbleiben am Äußerlichen und das Verschlucktwerden vom Nebensächlichen sind gefährliche Fallen, die rasch und leicht zuschnappen. Daß die kirchliche Lehre vorgeschrieben ist und die Ergebnisse von vornherein feststehen, das kann dazu verleiten, sich mit Ausreden zu begnügen, sich Kurzschlüssen zu überlassen und dabei die notwendigen und wesentlichen Zwischenstufen der Anpassung an den jeweiligen Raum, an die jeweilige Zeit zu übersehen . . . Mangel an Umblick in der reichen Schöpfungswelt Gottes hat die Theologen mehr als einmal in den Verdacht gebracht, etwas von Armleutegeruch an sich zu haben . . . Und diesen darf man nicht mit der ‚Torheit‘ verwechseln, die Paulus rühmt . . . Pascal hat etwas Ähnliches gemeint, wenn er sagt: ‚Les plus habiles entre le théologiens sont ceux qui intriguent beaucoup, qui parlent peu et qui n’écrivent rien.‘“

Wir haben, so schreibt Fischer weiter, „viel zuviel Theologie aus Fleiß, Geduld, Langweile, Ehrgeiz, Bezahlung. Unter den Theologen sind immer noch zu viele Verfasser bloß vergleichender Zusammenstellungen, Bearbeiter von Leitfäden, langweilige Kommentierer und Glossierer, ehrliche, fleißige und gelehrte Wiederholer, aber doch nur Wiederholer. Ihre Werke sind bestenfalls Handbücher für den internen Gebrauch der Kleriker, aber keine Schriften voll Geist und Feuer.“ Es sei früher gelegentlich nötig gewesen, die Theologen zur Vorsicht zu mahnen. „Heute darf man sie eher zur Kühnheit mahnen.“ Wenn auch die Texte der Offenbarung und die Glaubensdogmen immer die gleichen seien, so könne doch in ihnen ein immer tieferer Sinn gefunden werden. In diesem Zusammenhang verlangt nun Fischer von der heutigen Theologie eine Akkommodation der Begriffe. Schon immer sei das ihre besondere Schwierigkeit gewesen: implizite Aussagen in explizite zu verwandeln. Genauso schwierig sei das Überwechseln von einer Denkschicht in eine andere. Aber es müsse gewagt werden. Der Seelsorger könne sich ja dieser Aufgabe auch nicht entziehen, er müsse immer wieder neue Schichten ansprechen: Kind, Erwachsenen, Arbeiter, Akademiker, zumindest müsse er als guter Seelsorger das immer wieder versuchen. „Die Theologie muß das vollziehen für die geistigen Epochen.“ Denn ihre Aufgabe sei es doch, „den innersten Kern des Glaubens, soweit er mitteilbar ist, soweit er Lehre ist, stets wieder neu verständlich zu machen“.

Die Erneuerung der einzelnen Disziplinen

Was bedeuten solche Wünsche und Forderungen an unsere derzeitige Schultheologie? Sicher nicht, daß sie den Schatz der Tradition bedenkenlos über Bord werfen sollte noch daß sie rein progressistisch vorgehen, noch daß die Dogmatik etwa zur einfachen Kontemplation der Heiligen Schrift werden solle. Fischer betont, daß er kein Feind der Spekulation und der scholastischen Methode sei. Aber im Interesse der seelsorglichen Verkündigung sei es nur zu wünschen, wenn die Theologie stärker als bisher von ihrer allzu kanonistischen Form befreit würde. „Noch an der alten Pariser Universität waren die theologische und die kirchenrechtliche Fakultät voneinander getrennt.“ In der späteren Entwicklung seien Kirchenrecht und Theologie innerhalb der Universitäten eine Verbindung eingegangen, „und diese war nicht immer zum Nutzen der Theologie“. Fischer meint, daß die einstige Nähe zur Bibel und ihrer Sprechweise den beiden theologischen Grundprinzipien, der Dogmatik und der Moraltheologie, besser bekommen sei als ihre später zu enge Nachbarschaft zum kirchlichen Recht. „Wenn man heute ein Lehrbuch der Dogmatik aufschlägt, dann wirken die Schrift- und Väterbeweise darin fast wie die Aufzählung höchstrichterlicher Entscheidungen in einem Kommentar zum BGB.“ Und nicht erst Luther, sondern schon Dante habe über Rom geklagt, „in welchem die Dekretalien nachgeschlagen und studiert würden, daß sich die Ränder bögen, während Schrift und Kirchenlehrer unbenutzt blieben“.

Auch den üblichen „Väterbeweis“ schätzt Fischer nicht. „Er erzählt nur nach, was die alte Theologie gesagt hat, statt mit alter Theologie zusammen Theologie zu treiben.“ Notwendig sei in Zukunft eine vernünftige Raumökonomie. Seit Jahrhunderten stehen ja die Kapitel fest, die in einer Dogmatik zu behandeln sind. Aber weder ihre Zahl noch ihre Reihenfolge, noch ihr Umfang seien vom kirchlichen Lehramt festgelegt. „Weite Passagen verträgen ohne Schaden die Reduktion auf einen Erinnerungswert.“ Dadurch gewänne man Raum für eine biblische Grundlegung und für eine theologiegeschichtliche Anreicherung. „Wir wollen keine kerygmatische Dogmatik für den pastoralen Gebrauch, die neben der wissenschaftlichen Dogmatik herliefe und nur anders darstellte, was diese enthält. Wir wollen vielmehr eine offenbarungsgemäße Dogmatik, die eben dadurch auch verkündigungsgemäß ist.“

Die Seelsorger fühlten sich heute trotz einer unüberschaubaren Literatur über dogmatische Spezialfragen von der Dogmatik oft im Stich gelassen. „Wir sollen im Laufe des Kirchenjahres zum Beispiel die Mysterien des Christuslebens predigen. In welcher Dogmatik steht Hinreichendes darüber? . . . Vergeblich suchen wir nach gültiger Literatur über den Inspirationsbegriff, über die Transsubstantiationslehre, über die christliche Stellung zum modernen physikalischen Weltbild.“ Andere Fragen, die im Zeitalter der Laienmündigkeit zu beantworten seien, bilden die Theologie von Laien selbst, aber auch die Lehre vom allgemeinen Priestertum, von Recht und Pflicht des Laien zur Teilnahme am Missionsauftrag Christi.

Von der Exegese wünscht sich Fischer keine „pastorale Schmalspurausgabe“. Notwendig seien klare Informationen über die Ergebnisse der neuesten Forschung und zugleich eine Einführung in den theologischen, heilsgeschichtlichen Gehalt der Offenbarungsschriften. Bezüglich der Moral-

theologie glaubt Fischer, daß ihre Trennung von der Dogmatik nicht mehr rückgängig gemacht werden könne. „Aber darum braucht sie nicht ein Gemisch aus Naturrecht, philosophischer Ethik, Kanonistik und Kasuistik zu werden, in dem nur noch Spuren von wirklicher Offenbarungs-Theologie zu finden sind.“ Man sollte einmal ein heutiges Lehrbuch vornehmen und dann von der Bibel her fragen, was und wie diese Themen in der christlichen Sittenlehre behandelt sein müßten. Außerdem wünscht sich Fischer, daß die Moraltheologie stärker die Ergebnisse der profanen Wissenschaften, vor allem der Psychologie und der Soziologie, beachte.

Was die Apologetik anbelangt, so fühle sich gerade hier die Seelsorge seit Jahrzehnten im Stich gelassen. „Sie hat darum für ihren Hausgebrauch eine Art katechetischer Apologetik herausgebildet, der die tiefere wissenschaftliche Begründung fehlt und die darum ins Schlagworthafte entartet ist.“ Die Apologetik sollte in Zukunft nicht so sehr ihre überlieferte Aufbausystematik pflegen, „sondern intensiver auf die Fragen der Zeit hören und um ihre Beantwortung ringen“.

Auch die wissenschaftlichen Vertreter der Kirchengeschichte ruft Fischer auf, sich zu besinnen. „Warum unterscheidet sich die Kirchengeschichte im Stil so wenig von der Profangeschichte? Wie dürftig sind ihre Aussagen über das innere Leben der Kirche, über die Entfaltung ihres Dogmas, ihres Kultes, ihrer Heiligkeit. Wie wenig ist sie Geschichte des gelebten Christentums. Wie dünn ist ihr theologischer Unterbau, durch den sie sich abheben sollte von dem christlichen Stück einer allgemeinen Religionsgeschichte. Gibt es innere, theologische Kriterien für die Periodisierung der Kirchengeschichte?“

Fischer faßt alle seine Wünsche an die wissenschaftliche Theologie dahin zusammen, daß „sie uns in einer Gestalt gegeben werden möge, die wir nicht nur geistig, sondern auch geistlich erfassen können, und daß sie uns zum Zeugnis befähigt.“

Aus Rom, Süd- und Westeuropa

Papst Pius XII. an Makler und Handelsvertreter Am 23. Juni empfing der Heilige Vater über 500 Teilnehmer des Zweiten Nationalkongresses des Verbandes italienischer Makler und Handelsvertreter in Rom. Der Verband spielt bei der Struktur und Mentalität des italienischen Wirtschaftslebens eine große Rolle. Eine sozialetische Ausrichtung gerade dieser Berufsgruppe ist von großer Bedeutung für die Korrektheit im Geschäftsleben. Deshalb hielt der Heilige Vater auf Bitte des Vorstandes folgende Ansprache:

Unser Wunsch, nach besten Kräften einen Beitrag zur Bildung eines Gedankengutes der Gerechtigkeit zu leisten, das der modernen Gesellschaft geradezu eine neue Seele verleihen muß, veranlaßt Uns, Ihnen ein kurzes Wort zu sagen.

Ihr Verband ist noch sehr jung, doch kann er sich schon einer Vergangenheit rühmen, die durch die geleistete Arbeit sowie durch die Ehrlichkeit und den guten Willen der Mitglieder erfüllt ist. Der Verband wurde gegründet, um alle gesunden Kräfte des Berufsstandes auf das Ziel hin zusammenzufassen, die Wahrung der Interessen in den Grenzen der Moral und im Rahmen der Gesetze sicherzustellen. Da, wie Uns berichtet wurde, die große Mehrheit Ihres Verbandes aus Männern besteht, die in

ihren Grundsätzen und in ihrer Lebensführung katholisch sind, hegen Wir das Vertrauen, daß ihre Moral christlich ist und nicht von einer der vielen falschen und schädlichen Anschauungen geprägt wird, die versuchten und heute noch immer vergeblich versuchen, die richtige Norm für das individuelle Leben und die Gesellschaftsordnung zu setzen.

Handel und Geschäft unterstehen höheren Normen

1. Geschäft ist jede Handlung, die darauf ausgeht, Werte und Güter mit dem Ziel zu tauschen, einen Vorteil daraus zu ziehen. Jedes Geschäft ist der sich leicht einstellenden Versuchung ausgesetzt, daß es unter Umgehung der Grundsätze der christlichen Moral abgeschlossen wird oder diese sogar verneint und zurückweist. Wenn man z. B. sagt: „business is business“, so stellt man eine Norm auf, die kein christliches Gewissen annehmen kann, wenn sie zum absoluten und allgemeingültigen Prinzip erhoben wird. Vielmehr gilt für alle Wirtschaftstätigkeit dasselbe wie für jedes menschliche Handeln: Sie ist dem göttlichen, natürlichen und positiven Gesetz unterworfen.

Auch die Maklertätigkeit, die dazu bestimmt ist, den Geschäftsabschluß zu erleichtern, ist eine bewußte und freie menschliche Handlung. Auch für sie stellt sich das moralische Problem, und Sie wollten dies auch in aller Öffentlichkeit und als Christen bezeugen, indem Sie für Ihre Arbeit um Unsern Segen bitten.

Der Maklerberuf ist ein ehrbarer Beruf...

2. Den Ausdruck „Makler“ in seinem heutigen Sinne gab es im Lateinischen nicht. Seine Bedeutung im Mittelalter beschränkte sich auf eine besondere Art von Ausfallbürgschaften. Was den Gehalt dieser Institution betrifft, so weiß man sehr wenig darüber, wie er im römischen Recht geregelt war. Doch besteht die weitverbreitete Ansicht, daß in der klassischen Periode die Institution der Geschäftsvermittlung nur in den vornehmsten Formen zivilen Charakters (z. B. der Eingriff zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Freunden) angewendet wurde. Ferner weiß man auch wenig über Vermittlungsordnungen im Hochmittelalter. Dagegen finden sich zahlreiche und genauere Angaben über diese Institution in fast allen Städteordnungen der späteren italienischen Stadtstaaten. Darin wird die Vermittlung nicht nur als legitimer privater Akt betrachtet, sondern darüber hinaus als öffentliche Angelegenheit, deren Ausübung erst von einer gewissen Altersgrenze an erlaubt und einer Überprüfung der technischen und moralischen Eignung unterworfen sowie oft mit einem Diensteid verbunden war. In der Neuzeit wurde dadurch, daß die Institution der Geschäftsvermittlung immer weiter ausgebaut und ihr Zweck in den vielfältigen Gesetzgebungen immer schärfer definiert wurde, der Makler immer mehr eine Person, „die zwei oder drei Parteien zum Abschluß eines Geschäftes in Verbindung bringt, ohne an eine dieser Parteien durch irgendwelche Beziehungen der Zusammenarbeit, der Abhängigkeit oder der Vertretung gebunden zu sein“ (Cod. Civ. It. art. 1754). Der Rechtsgrund der Geschäftsvermittlung besteht im Tausch zwischen einer Dienstleistung und einer Vergütung, die dem Makler zufällt. Die Dienstleistung besteht in der unmittelbaren Handlung, dem Kunden den Abschluß eines Geschäftes zu ermöglichen. Deshalb kann man sagen, daß die Vermittlung ein Vertrag ist, kraft dessen der Makler dem Kunden verspricht,

ihm seine Leistungsfähigkeit zum Abschluß eines Geschäftes zur Verfügung zu stellen. Der Kunde verspricht dem Makler dagegen die Ausbezahlung einer angemessenen Vergütung, „wenn das Geschäft auf Grund seines Eingriffs abgeschlossen wurde“ (Cod. Civ. It. art. 1755).

Die Nützlichkeit des Maklers beim Abschluß eines Geschäftes wird schon ersichtlich, wenn man das Ausmaß und die Vielfältigkeit der Schwierigkeiten in Betracht zieht, die bis zum Abschluß eines Geschäftes auftreten können. Sie sind nicht nur objektiver Art, daß z. B. der erwünschte Geschäftspartner fehlt, sondern viel öfter subjektiver Art, daß der erwünschte Geschäftspartner wohl da ist, aber erst noch vom Vorteil des Geschäftes überzeugt und zum Geschäftsabschluß gebracht werden muß. In solchen Fällen würde das Fehlen eines Maklers zweifellos den Fehlschlag des Geschäftes bedeuten. Die wirtschaftlichen und moralischen Folgen sind leicht zu übersehen, da es ja eine bekannte Tatsache ist, daß die Hebung des individuellen und sozialen Wohlstandes mit einem flüssigen Geschäftsleben verbunden ist. Natürlich handelt es sich um erlaubte Geschäfte mit guter Absicht und sauberen Mitteln. Wer deshalb behauptet, der Makler gehöre zu den wohlthätigen Elementen des menschlichen Zusammenlebens, hat recht. Er hat aus diesem Grund nicht nur ein Anrecht auf die Wertschätzung, sondern auch auf die Dankbarkeit aller ehrbaren Leute.

... unter Wahrung der sittlichen Voraussetzungen

3. Aus der Verantwortung des Maklers und aus der Bedeutung seiner Funktion ergibt sich die Notwendigkeit, Fähigkeiten und moralische Qualitäten zu besitzen, ohne die die Geschäftsvermittlung moralisch schlecht und sozial schädlich wird.

Sie müssen sich vor allem ernsthaft auf Ihren Beruf vorbereiten durch ein vertieftes, andauerndes und zusammenhängendes Studium des Wirtschaftsbereichs, in dem Sie Ihre Tätigkeit ausüben. Sie müssen sich ferner Ihren Kunden gegenüber korrekt verhalten, nicht nur im allgemeinen Sinn dieses Wortes, wie es jeder Vertragsinhalt verlangt, sondern in seinem ganz besonderen Sinn in bezug auf das gezeigte Interesse und auf das besondere wirtschaftliche Ziel, das durch den Geschäftsabschluß angestrebt wird.

Der Makler muß auch sehr sorgfältig sein bei der Betrachtung aller Aspekte, die das Geschäft in sich selbst birgt, um unter gewissen Umständen schädliche Folgen für den Kunden zu vermeiden. Das kann z. B. vorkommen, wenn der Makler davon Kenntnis hat, daß der gefundene Käufer zwar einen vorteilhaften Preis, jedoch nicht genügend Liquiditätsgarantien bietet. Der Abschluß eines solchen Geschäftes hätte genau das entgegengesetzte Ergebnis zu dem, was der Kunde wünschte. Zu Kenntnis, Korrektheit und Sorgfalt muß beim Makler noch die absolute Loyalität kommen, wenn er „den Parteien die ihm bekannten Umstände mitteilt, die sich auf die Einschätzung und Sicherheit des Geschäftes beziehen und seinen Abschluß beeinflussen können“ (Cod. Civ. It. art. 1759). Eine Verfehlung in diesem Sinn kann für den Makler die moralische und juristische Verpflichtung des Schadenersatzes nach sich ziehen und ihn unter gewissen Umständen sogar mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen. Selbstverständlich ist der Makler verpflichtet, auch die gebührende Vertraulichkeit in Übereinstimmung mit dem, was oben angedeutet wurde, zu wahren. Gerade die

Diskretion muß gewahrt werden, wann auch immer ihre Notwendigkeit und Richtigkeit sich aus der Natur des Geschäftsvorganges und dem Willen der Kunden ergibt.

Christus — der Mittler

4. Und nun, geliebte Söhne, möge es euch nicht mißfallen, daß der Vater und Hirt eurer Seelen mit einem passenden Gedanken schließt und euch die Gelegenheit zu einer kurzen christlichen Überlegung geben möchte.

Jedesmal, wenn Wir das Wort „Vermittlung“ aussprachen, wandte sich Unser Denken ganz natürlich dem zu, der der einzige wirkliche Mittler zwischen Gott und den Menschen ist, der Mensch Christus Jesus (1 Tim. 2, 5). Da der Mensch durch die Urschuld fiel, zeichnete sich ein Bruch zwischen dem göttlichen Schöpfer und dem geschaffenen Menschen ab. Keine der drei göttlichen Personen und noch viel weniger eine menschliche Person hätten Mittler sein können zwischen Gott und dem Menschen, um ihre Wiederbegegnung und Wiedervereinigung zu erreichen. Auch „das im erhabensten Sinn unsterbliche und glückselige Wort steht hoch über den unseligen Sterblichen“ (Aug. Gottesstaat IX, 15). Andererseits war jedes menschliche Individuum als solches unfähig, in der Mitte zwischen der Menschheit und Gott zu stehen auf Grund seiner Armseligkeit und seiner Sünde.

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh. 1, 14). „Gott versöhnte in Christus die Welt mit sich“ (vgl. 2 Kor. 5, 19), und die Menschheit hatte im Fleisch gewordenen Gott in seiner Eigenschaft als Mensch (vgl. S. Th. III. 26 a 2) den Mittler, der mit Gott die Angelegenheit unseres Heiles verhandelte und abschloß. Christus war „als Mensch durch seine Natur von Gott verschieden und von den Menschen durch seine Würde an Gnade und Ruhm“ (vgl. S. Th. III. 26 a 2 c). Andererseits, so bemerkt der heilige Augustinus, hatte Christus mit Gott die Glückseligkeit gemeinsam und mit den Menschen die Sterblichkeit. Er konnte sich also in die Mitte stellen, um die Sterblichen unsterblich und die Armseligen glücklich zu machen. Er ist also der „gute Mittler, denn er versöhnt die Feinde“ (vgl. Gottesstaat IX, 15). Der Dämon dagegen stellt sich in die Mitte, um zu erreichen, daß der Mensch nicht zur seligen Unsterblichkeit, sondern in sein eigenes Verderben stürzt. Er ist also „ein schlechter Mittler, der die Freunde trennt“ (vgl. Gottesstaat IX, 15).

Doch gibt es noch eine andere Vermittlung durch Christus, die täglich dringender notwendig wird. Die Menschen sind unglücklicherweise voneinander getrennt, sie hassen und bekämpfen sich oft. Nur Christus kann sich in ihre Mitte stellen und sein „Friede sei mit euch“ sagen (vgl. Joh. 20, 26).

Wenn er in unserer Mitte ist und alle auf ihn achteten und in ihm die Wahrheit, den Weg und das Leben suchten, dann würden wir erleben, wie plötzlich „Streit und Hader aufhören“ (vgl. Liturgie vom Gründonnerstag).

Ihr, geliebte Söhne, steht mitten unter den Menschen und sucht sie miteinander in Verbindung zu bringen. Nehmt euren Platz ein, wie ihn Jesus „der Mittler“ einnehmen würde. So kann auch euer Beruf wie jeder andere zum Instrument des Heiles und der Heiligung für euch und die andern werden. Dann wird auch die Geschäftswelt, die so vielen leichten und schweren Versuchungen ausgesetzt ist, eine Welt sein, die Christus gehört und wirklich christliche Welt ist.

Botschaft des Heiligen Vaters an den Weltkongreß der Familie

Unter dem Datum vom 10. Juli übersandte Papst Pius XII. dem in Paris tagenden Weltkongreß der Familie eine Botschaft. Nach einleitenden Worten betonte der Heilige Vater:

„Wer Staat und Gesellschaft auf festen und dauerhaften Grundlagen aufbauen will, muß von einer Auffassung über Ehe und Familie ausgehen, die der von Gott gesetzten Ordnung entspricht. Die Kirche hat als Hüterin der Wahrheiten des Naturrechts und als Kündlerin der Offenbarung, die diese Wahrheiten bestätigt und erweitert, über die Fragen der Ehe und Familie eine klare Lehre von dauerndem Wert gegeben. Wir haben selbst bei verschiedenen Gelegenheiten die unverletzlichen Prinzipien über die Unauflöslichkeit der Ehe, ihre wesentlichen Zielsetzungen, den geheiligten Wert des Lebens und viele andere Punkte der Moral, die heute zu oft mit Füßen getreten werden, in Erinnerung gerufen. Schöpft, geliebte Söhne, aus den klaren und reinen Quellen der Wahrheit! Nehmt unter Leitung des Lehramtes der Kirche das unvergängliche göttliche Wort in euch auf. Öffnet euer Herz und euer Denken im Gebet.

Denn von diesen Gipfelpunkten einer sicheren und unveränderlichen Lehre aus werdet ihr die wahren Perspektiven entdecken, unter denen ihr die gegenwärtigen Probleme der Familie in der Welt beurteilen könnt. Aus vielen Gründen ist die Beständigkeit der ehelichen Gemeinschaft bedroht. Ihre Existenzbedingungen sind in vielen Fällen schwierig. Die herrliche Aufgabe der Ehegatten, die jedoch nicht frei von Opfern ist, wird von vielen nicht begriffen. Leider sind die Kinder die ersten Opfer dieses Tatbestandes. Beten Sie und arbeiten Sie daran, geliebte Söhne, daß die Wege gebahnt und die Möglichkeiten geboten werden, um vielen Menschen eine heilige und fruchtbare Gemeinschaft und ein aufrechtes und glückliches Familienleben zu erlauben, in dem die Forderungen der Moral nicht der Befriedigung individueller Lust noch dem Genuß des materiellen Wohlstandes geopfert werden. Macht die beispielhafte Treue zu diesem christlichen Ideal zu eurem Herzensanliegen.

Möge es Gott gefallen, daß viele Menschen guten Willens, die den wirklichen Interessen der Familie in der Welt dienen wollen, ihr das Klima einer sauberen öffentlichen Atmosphäre und eine fördernde Gesetzgebung verschaffen. Wo die Institution der Familie noch geehrt und gesund ist, möge sie gegen jede Zersetzung geschützt werden. Wenn die Umstände diese Institution gefährlich erschüttern haben, möge sie wieder in ihre Rechte und die ihr zustehenden Aufgaben eingesetzt werden.

Überall, wo die Schwierigkeiten des heutigen Lebens dem Gleichgewicht der Ehe zu schaden drohen, möge sie klug von den öffentlichen Gewalten zum Wohle der Gesellschaft und bei voller Berücksichtigung des wirklichen Charakters dieser naturrechtlichen Institution, die durch den Herrn zur Würde eines Sakramentes erhoben wurde, abgestützt werden . . .“

Der Heilige Vater an amerikanische Journalisten

Am 12. Juni empfing Papst Pius XII. eine Gruppe amerikanischer Journalisten. In seiner Begrüßungsansprache,

die er mit einem Hinweis auf sein dauerndes Bemühen einleitete, die Träger der modernen Massenbeeinflussungsmittel vor ihre Verantwortung gegenüber Gut und Bö

zu stellen, schloß der Heilige Vater folgende Ermahnungen ein:

„Erarbeiten Sie sich die Kenntnis von jeder ernst zu nehmenden Situation mit offenem Geist sowie mit unabhängigem und geschärftem Gewissen. Versuchen Sie Tatsachen festzuhalten, bei denen alle Umstände, die sie hervorgebracht haben, klargelegt sind. Dann übermitteln Sie Ihre Ergebnisse ehrlich und klug den Lesern. Vergessen Sie dabei nie Ihre Verantwortung für das höhere Gut, das Ihr Vaterland und die gesamte Welt bildet.

Hier müssen Wahrheit, Gerechtigkeit, echte Güte und brüderliche Liebe herrschen. Wie schreit die Menschheit nach dem sicheren Besitz dieser Segensgaben eines gerechten und liebenden Gottes! Wir wissen, daß die Presse viel dazu beitragen kann, dieses allgemeine Sehnen zu erfüllen, und setzen erneut Unser Vertrauen in Sie, daß Sie diesem Ruf folgen.“

Kardinal Agagianian Propäfekt der Propaganda Fide

Schon die Berufung des Amerikaners Kardinal Stritch auf den Posten des Propäfekten der römischen Kongregation der Glaubensverbreitung — De Propaganda Fide — hatte großes Aufsehen in Rom und in der katholischen Welt erregt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 305). Kardinal Stritch hat sein Amt nicht antreten können, da er bereits beim Flug von Amerika nach Rom erkrankte und bald darauf starb. Die Ernennung Kardinal Agagianians zu seinem Nachfolger ist nicht nur aufsehenerregend, sondern „schlechthin revolutionär“ (wie KIPA sogleich nach dem Bekanntwerden dieser Ernennung am 18. Juni schrieb). Mit Kardinal Agagianian tritt ein Armenier, Angehöriger eines ostkirchlichen Ritus, an die Spitze der Kongregation der Glaubensverbreitung der lateinischen Kirche, der rund 32 Millionen Katholiken und mehr als 3 Millionen Katechumenen unterstehen. Agagianian wird mit 63 Jahren der jüngste Kurienkardinal und zusammen mit Kardinal Tisserant, dem Präfekten der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, der Franzose ist, einer der beiden nichtitalienischen Kurienkardinäle sein. Wie wir schon bei der Meldung der Ernennung Kardinal Strichs mitteilten, bleibt der 85jährige und fast völlig erblindete Kardinal Fumasoni-Biondi Präfekt der Propaganda-Kongregation, aber er behält diesen Posten mehr ehrenhalber, während die gesamte Arbeit der Kongregation fortan von Agagianian geleitet werden wird.

Lebensdaten

Kardinal Agagianian ist 1895 in jenem von Armeniern bewohnten Gebiet geboren, das dem zaristischen Rußland eingegliedert war: Georgien, das auch die Heimat Stalins war. Sein Geburtsort ist das Dorf Akhaltzikhe im Kaukasus, nahe an der türkischen Grenze. Der armenisch-katholische Bischof von Tiflis wurde schon früh auf den begabten Jungen aufmerksam und schickte ihn 1907, 11jährig, nach Rom zum Studium ins Kolleg der Propaganda Fide, dem er also seither verbunden ist. Agagianian machte in Rom den Doktor der Theologie, den Doktor der Philosophie und den Doktor der Rechte. 1917 wurde er in Rom zum Priester geweiht. Bis 1919 lehrte er am Päpstlichen Seminar in Rom, ging dann aber für zwei Jahre als Seelsorger in seine Heimat zurück; Georgien war inzwischen Teil der Sowjetunion geworden. Schon 1921 wurde Agagianian aber als Assistent des Rek-

tors des Armenischen Kollegs nach Rom zurückgerufen; in dieser Stellung blieb er bis 1932. In dieser Zeit wurde er auch Konsultor der Kongregation für die Orientalischen Kirchen und Mitglied des Komitees zur Kodifizierung des Kirchenrechts für die Ostkirchen. Diese Positionen hat er auch heute noch inne.

1935 ernannte ihn Papst Pius XI. zum Titularbischof von Comana in Armenien und zum Apostolischen Visitor des Patriarchats-Instituts in Bzommar bei Beirut im damaligen Syrien. Zwei Jahre später starb der Patriarch der armenischen Katholiken, Avedis Peter XIV. Arparian, und Bischof Agagianian wurde vom Heiligen Synod der armenischen katholischen Kirche einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt, wie es das kanonische Recht der Orientalischen Kirchen vorsieht. Der Papst (dessen Einverständnis allerdings vorher eingeholt worden war) hat nach ostkirchlichem Recht die Wahl nur zu bestätigen. Nachdem das geschehen war, wurde Agagianian am 5. Dezember 1937 als Patriarch der katholisch-armenischen Kirche inthronisiert. Papst Pius XII. ernannte ihn in dem Konsistorium vom 18. Februar 1946 zum Kardinal. Nur einmal im Laufe der Geschichte hat ein anderer Kardinal der römischen Kurie der Ostkirche angehört; das war Kardinal Bessarion, der Grieche, der wesentlich dazu beigetragen hatte, 1439 auf dem Konzil zu Florenz die leider nie Realität gewordene kurze Versöhnung zwischen der Ost- und der Westkirche herzustellen. Als Patriarch der armenischen Kirche hat Agagianian seinen Sitz in Bzommar bei Beirut, das jetzt Hauptstadt des Staates Libanon ist; von hier aus reiste er viel, vor allem im Nahen und Mittleren Orient, wo seine Gläubigen in mehreren Staaten leben, doch auch in Amerika, wo er die armenischen Emigranten besuchte. Zugleich war und ist er jedoch einen Teil seiner Zeit in Rom.

Die armenischen Christen

Das armenische Volk ist eines der unglücklichsten dieser Erde. Es wurde im Laufe seiner langen Geschichte immer wieder verfolgt, zerrissen und zerstört. Heute leben ungefähr 4 Millionen Armenier in einem Gebiet, das zwischen der UdSSR (Georgien), der Türkei und Persien aufgeteilt ist. Ungefähr eine halbe Million lebt über die ganze Erde zerstreut.

Das Evangelium wurde den Armeniern bereits im 3. Jahrhundert gebracht, und sowohl die königliche Familie wie die Masse des Volkes wurden schon damals christlich. Seit dem 4. Jahrhundert hatte Armenien eine eigene Hierarchie und entwickelte eine eigene, die armenische Liturgie, die noch heute sowohl von den schismatischen wie von den katholischen Armeniern gebraucht wird. Ende des 5. Jahrhunderts verfiel die armenische Kirche dem Monophysitismus und weigerte sich, die Dogmen des Konzils von Chalkedon anzunehmen. Seither blieb die armenische Kirche von der Gesamtkirche getrennt — mehr schismatisch als häretisch, da die monophysitischen Lehren sich immer mehr zu Unterschieden der Terminologie abschwächten. Eine Aussöhnung mit der griechischen Kirche gelang jedoch nie. Dagegen wurde im Gefolge der Kreuzzüge 1198 eine Wiedervereinigung mit Rom in Kilikien feierlich proklamiert. Mit dem Rückzug des Abendlandes aus dem Nahen Osten im 15. Jahrhundert vor den Türken ging diese Union wieder verloren.

Heute umfaßt die größte schismatische Kirche Armeniens rund 3 Millionen Gläubige. Sie stehen unter der Juris-

diktion eines „Katholikos“, der seinen Sitz in Etchmiadzin, einer kleinen Stadt im sowjetischen Kaukasus, hat. Diese Kirche ist 1441 gegründet worden. Im 16. Jahrhundert waren mehrere Katholikoi von Etchmiadzin mit Rom uniert. 1818 wurde dieses Gebiet russisch, und das zaristische Rußland übte über die armenische Kirche eine ähnlich strenge Kontrolle aus wie über die orthodoxe Kirche. Heute nimmt die Sowjetregierung gegenüber der armenischen Kirche eine ähnliche Haltung ein wie gegenüber dem Moskauer Patriarchat.

Außer dieser wichtigsten armenischen nichtunierten Gemeinschaft existieren noch vier weitere schismatische Kirchen bei den Armeniern. Eine davon ist die Fortsetzung der ältesten armenischen Kirche: an ihrer Spitze steht das Katholikot von Sis in Kilikien, heute mit der Mehrzahl seiner 125 000 Gläubigen in Syrien lebend, nachdem das furchtbare Massaker der Türken sie 1915 zur Flucht zwang. Es gibt außerdem ein Patriarchat in Konstantinopel mit 60 000 Gläubigen und die bulgarische Erzdiözese der Armenier mit 25 000 Gläubigen. Und schließlich besteht seit 1740 wieder eine mit Rom unierte Kirche, die heute rund 200 000 Gläubige zählt und deren Patriarch Kardinal Agagianian ist.

Kardinal Agagianian, die Ostkirche und die Kongregation der Glaubensverbreitung

Die römische Kongregation für die Orientalischen Kirchen ist erst von Papst Benedikt XV. geschaffen worden; bis dahin unterstanden die Angelegenheiten der Ostkirchen der Propaganda-Kongregation. Selbstverständlich bedeutet nun aber die Erhebung eines ostkirchlichen Kardinals an die Spitze der Propaganda-Kongregation nicht, daß die Ostkirchen wieder gleichsam als Missionsgebiet betrachtet werden sollten. Die Kirche ist im Gegenteil seither immer mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß es sich bei den Ostkirchen um Wiedervereinigung und nicht um Mission handeln muß. Eher kann man wohl annehmen, daß Kardinal Agagianian, der eine führende Rolle bei der Kodifizierung des kanonischen Rechts für die mit Rom vereinigten Ostkirchen gespielt hat, berufen ist, auch für die Missionen ein neues Recht auszuarbeiten.

Vergleicht man die beiden so kurz aufeinander erfolgten Ernennungen für den Posten des Propräfecten der Propaganda-Kongregation, die Kardinal Stritchs und die Kardinal Agagianians, miteinander, so ist wohl das Hauptmerkmal, das sie gemeinsam haben, das, daß sie „neue Männer“ sind, daß sie durchaus von der Routine abweichen. Der „Corriere della Sera“ (28. 6. 58) bringt einen interessanten Artikel von Silvio Negro, einem auch in kirchlichen Kreisen sehr geschätzten Journalisten, der Folgerungen aus dem Vergleich dieser beiden Kirchenfürsten zu ziehen sucht. Die erste ist die, daß die Ernennung Kardinal Agagianians alle Vermutungen politischer Art, die aus der Ernennung Kardinal Stritchs gezogen worden waren, widerlegt: an die Stelle des Amerikaners tritt jetzt sozusagen ein „Staatenloser“. Es zeigt sich zudem, daß die Ungewöhnlichkeit beider Ernennungen für diesen Posten auf geradezu entgegengesetzten Eigenschaften ihrer Träger beruht: Kardinal Stritch der typische Repräsentant des amerikanischen Dynamismus, Agagianian ein Vertreter orientalischer Mentalität; Stritch hat sein Leben völlig fern der römischen Kurie verbracht und wußte nichts von deren Mentalität und Methoden, Agagianian dagegen hat fast sein ganzes Le-

ben an der Kurie verbracht; Stritch war vor allem Bischof, Agagianian ist vor allem Jurist. Was machte beide zu diesem Posten geeignet — abgesehen von der tiefen Frömmigkeit, die man beiden nachsagt (Agagianian hört, nachdem er die Messe zelebriert hat, stets immer noch zum mindesten eine weitere an)? Negro sieht das Gemeinsame dieser beiden Gestalten eben darin, daß sie ganz außerhalb der Routine der Propaganda-Kongregation stehen. Von Agagianian erhofft er vor allem eine den jungen Kirchen und das heißt den Christenheiten der Zukunft angepaßte neue Legislation, die deren Eigenart ebenso berücksichtigt, wie es der Kodex des Kanonischen Rechts für die Orientalischen Kirchen diesen gegenüber tut.

Kirchliche Intervention für die verhafteten Studenten in Spanien

Größere Studentenkrawalle gab es in Madrid schon vor zweieinhalb Jahren, im Februar 1956, und als ihr Sündenbock wurde damals der Madrider Rektor, der geistig offene und auch in Oppositionskreisen angesehene Medizinhistoriker und Philosoph Pedro Laín Entralgo seines Posten enthoben (er hatte eine sehr kritische und zutreffende Denkschrift über die geistige Lage der spanischen Studenten verfaßt, die unter der Hand bekannt und weiterverbreitet wurde). Um das akademische Ventil zu stopfen, zog das Franco-Regime damals zwei Konsequenzen: das herrschende Studentensyndikat wurde entpolitisiert, und die Universitäten wurden noch schärfer überwacht.

Diese beiden Maßnahmen (deren erste allseits begrüßt wurde), hatten einen gewissen Erfolg, doch war der Zündstoff damit ja nicht beseitigt, sondern höchstens unter Feualarm gelegt. Die Unzufriedenheit der Madrider Studenten mit ihrem 70-Pfennig-Mensaessen genügte, um im November 1957 einen neuen Krawall auszulösen. Es war zwar nur ein Sturm im Wasserglas, aber es war das Dampfablassen eines innerlich brodelnden Kessels.

Moskauer Gastfreundschaft verpflichtet

Für den bisher härtesten Schlag des Regimes gegen Studenten kam die Initiative allerdings von außen. An den VI. Weltjugendfestspielen im August 1957 in Moskau nahmen 193 junge Spanier teil, davon 103 Exilspanier und 90 aus dem Lande selbst. Letztere gingen mit gewöhnlichen Pässen nach Paris und von da im Sammeltransport nach Moskau. Man verzichtete dort auf doktrinaire Beeinflussung, behandelte sie vielmehr mit betonter Liberalität wie ausgesuchte Touristen. Das scheint die Wirkung nicht verfehlt zu haben, denn ein großer Teil stürzte sich anschließend mit Begeisterung in die kommunistische Wühlarbeit. Bei der Rückreise war ihnen noch die weitere Betreuung durch Mittelsmänner zugesagt worden — die spanische Sicherheitspolizei war freilich längst über alle Einzelheiten informiert. Die Zurückgekommenen ahnten monatelang nichts, bis die Polizei Mitte Januar 1958 zugriff. Es wurden 44 Studenten verhaftet, denen oppositionelle Umtriebe nachgewiesen werden konnten (die übrigen Moskaufahrer blieben unbehelligt). Entgegen den sonstigen Gepflogenheiten wurden am 19. Januar die Einzelheiten der Anklage und die Namen der Verhafteten veröffentlicht.

Von ihnen waren 27 in Madrid, 13 in Zaragoza und 4 in Valencia aktiv geworden. Auf Anweisung des Pariser Zentralkomitees der KP Spaniens hatten sie Flugblätter

hergestellt und verbreitet, in denen unter dem Deckmantel eines „Tages der nationalen Versöhnung“ zum Generalstreik im ganzen Land aufgerufen wurde. Mit einer erstaunlichen Naivität hatten sie Lokale gemietet, Vervielfältigungsapparate angeschafft und unbeschwert oppositionelle Propaganda getrieben.

Daß dies alles keine Erfindungen der Sicherheitspolizei waren, konnte auch die Opposition nicht bestreiten. Sie hat aber dem Regime vorgeworfen, daß die Verhafteten mißhandelt worden seien. Die Zahl der Verhafteten erhöhte sich auf 61, wobei es nicht mehr nur Teilnehmer am Moskauer Jugendkongreß waren, sondern teilweise Rädelsführer früherer Studentenkrawalle. Die Verhafteten wurden der Militärgerichtsbarkeit unterstellt.

Die linksgerichtete „Unión democrática“ rief zum Boykott der Vorlesungen auf, doch wurden Solidaritätsaktionen der Madrider Studentenschaft schon im Keime erstickt. Lediglich in Barcelona wurden im März die Vorlesungen der Medizinischen Fakultät bestreikt, was mit der Schließung der Fakultät beantwortet wurde. Eine zweiköpfige Delegation des internationalen Studentenverbandes, bestehend aus einem Chilenen und einem Schweizer, konnte am 16. Mai nach Spanien einreisen, wurde aber nach einigen Tagen unverbindlicher Gespräche ohne Angabe von Gründen aufgefordert, das Land binnen 24 Stunden zu verlassen.

Fünzig Priester als Fürsprecher

Am 5. Mai 1958 haben fünfzig spanische Priester das folgende (in Spanien nicht veröffentlichte) Schreiben an den Armeeminister, Generalleutnant Antonio Barroso Sánchez Guerra, gerichtet:

„Hochverehrter Herr Armeeminister!

Die Unterzeichner dieses Schreibens, Priester, die auf verschiedenen Wegen zum Zusammenleben mit der Studentenschaft geführt wurden, legen Ew. Exzellenz zum Fall der im vergangenen Dezember eingekerkerten und dem ‚Sondergericht zur Unterdrückung von Freimaurerei und Kommunismus‘ unterstellten Studenten in der geschuldeten Ehrerbietung das Folgende dar:

Ohne uns im geringsten in die politischen Gesichtspunkte der Frage einmischen zu wollen (um so mehr, als wir die konkreten Anklagepunkte gegen diese jungen Männer nicht kennen), fühlen wir uns doch verpflichtet, Ew. Exzellenz das zum Ausdruck zu bringen, was wir aus unserer unmittelbaren Kenntnis der Hintergründe und Wurzeln der Situation für unumgänglich notwendig halten: nicht nur, um für sie eine milde Behandlung zu erbitten, sondern in erster Linie, um bei den zu fällenden Gerichtsurteilen der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen.

Diese jungen Männer, hochverehrter Herr Minister, sind Opfer und nicht nur Angeklagte; Opfer einer Gesellschaft, der sie angehören und die ihnen ein Ärgernis war bis zu jenem Punkt, wo sie sie zur Rebellion herausforderte. Ihre Handlungsweise entspricht — ungeachtet des konkreten politischen Ausbruchs und der religiösen und sozialen Gesichtspunkte — einem jugendlichen Großmut und einer Aufrichtigkeit, die im Augenblick der Entscheidung über ihr Schicksal wohl ein besonderes Verständnis fordern.

Wir fühlen uns zu einem großen Teil selbst schuldig, weil wir nicht in der Lage gewesen sind, diesen jungen Menschen das gebührende Leitbild zu geben, und wir wollen

diese Schuld erstatten, die wir mit der ganzen Gesellschaft teilen, weil sie mehr oder weniger bewußt diesen Aufstand provozierte.

Die Entscheidungen, die die Gerichtsbehörde über die Angeklagten fällen wird, werden eine unübersehbare Auswirkung bei einer großen und wertvollen Minderheit von Studenten haben. Das Urteil wird mehr ein soziales Milieu als einige wenige Personen treffen; es wird dazu beitragen, eine zutiefst unzufriedene Generation entweder zu verhärten oder aber zu belehren.

Die militärische Justiz hat in diesem Fall die beste Gelegenheit, dem spanischen Universitätsleben eine tiefe pädagogische Lehre zu geben. Und wir wagen die Bitte, Herr Minister, die Armee — die die Studenten ja im Heeresdienst kennenlernt — möge alles in ihren Kräften Stehende tun, um das nötige Verständnis und um jene richtungweisende Antwort zu finden, die wir seit Jahren suchen.

Wir wissen schließlich, daß neben diesen Studenten sich im Gefängnis andere Spanier befinden, die unter ähnlichen Umständen festgehalten werden und der Arbeiterklasse und anderen sozialen Ständen angehören. Wir wollen nicht um einen Gunsterweis für die Studenten bitten, indem wir die übrigen Angeklagten außer acht lassen. Wir haben uns nur darauf beschränkt, das darzulegen, was wir aus unserer Universitätstätigkeit über den Fall jener wissen.

Wir bitten darum Ew. Exzellenz um folgendes:

Der gegenwärtigen Situation, wo die Angeklagten bis zur Gerichtsverhandlung mit gewöhnlichen Verbrechern zusammenleben müssen, möge mit allen verfügbaren Mitteln ein Ende gesetzt werden.

Der Fall dieser Studenten möge einer schnellen Lösung zugeführt werden, um die schweren familiären und schulischen Beeinträchtigungen einzuschränken.

Dazu verpflichtet uns unser priesterliches Gewissen, das die Wahrheit zu verkünden hat. Sie ist die unumgängliche Voraussetzung für eine wahre Gerechtigkeit, und ihretwegen können wir nur um Milde bitten.“

Hochgestellte Unterzeichner

Aus dem Kreis dieser fünfzig Fürsprecher seien die angesehensten Namen genannt:

Juan Zaragüeta, führender spanischer Philosoph, Ordinarius in Madrid, Präsident der Spanischen Philosophengesellschaft und Mitglied der Königlich-Spanischen Akademie der Wissenschaften;

Federico Sopena, Ordinarius am Konservatorium, Rektor der Universitätskirche und Mitglied der Akademie der Schönen Künste;

Prälat José M. Bulart, Pfarrer der Universitätsstadt und Hauskaplan General Francos;

Dr. Jesús Iribarren, Direktor des Amtes für Information und Statistik der Kirche in Spanien und Direktor der kirchlichen Nachrichtenagentur „Prensa Asociada“;

Antonio Montero, de-facto-Direktor der „Ecclesia“;

Javier M. Echenique, Nationalsekretär der Päpstlichen Missionswerke;

P. Félix García, Provinzial der Augustiner.

Das Schreiben soll verfaßt sein von Pater Llanos SJ, dem Sozialapostel der Madrider Elendsviertel und ständigen Mitarbeiter der Falangezeitung „Arriba“.

Die Intervention spricht für sich selbst und bedarf keiner langen Kommentare. Es sei lediglich noch angemerkt,

daß es sich bei den festgenommenen Lehrlingen des Kommunismus in der Mehrzahl um Söhne aus gut bürgerlichen, ja wohlhabenden Familien handelt. Aus jenem anarchischen Wesenszug, der offenbar unausrottbar im Spanier steckt, haben diese Jünglinge die Spieler in einem Drama gestellt, dessen blutigen Charakters sie sich wohl niemals bewußt wurden. Das zeigt einmal wieder die Methoden des Kommunismus, der seine Handlanger ans Messer liefert und seine Drahtzieher rechtzeitig verschwinden läßt. Auf dem Exilkongreß der spanischen KP 1956 wurde die allgemeine Volksfrontparole ausgegeben, während gleichzeitig die sowjetische Polemik gegen Spanien zu Ende ging und alle im Ausland lebenden spanischen Kommunisten aufgefordert wurden, nach Spanien zurückzukehren, soweit sie dort nicht namentlich angeklagt sind und Verfolgung gewärtigen müssen.

Die Vorfälle an den Universitäten offenbaren aber vor allem das spanische Generationsproblem, dessen Schärfe sich vorläufig nur pessimistisch ahnen läßt. Die heute heranwachsenden 20- bis 30jährigen kennen den Bürgerkrieg nur mehr vom Hörensagen oder aus blasser Erinnerung. Ihren Vätern stecken die Schrecken dieser und der vorausgegangenen Jahre noch im Leibe; das hat sie zwei Jahrzehnte lang zum Burgfrieden mit einem diktatorischen Regime veranlaßt. In einem unüberbrückbaren Gegensatz zu diesen ihren Vätern bricht in der nachwachsenden Generation — die bis heute unmündig gehalten wurde und ohne Leitbilder ist — eine Ungeduld und ein Progressismus durch, bei denen ein friedlicher Ausgang kaum vorstellbar scheint.

„Zeugen Christi“ in Spanien

Erste Meldungen über die bisherige Tätigkeit lenken das Augenmerk auf ein neues spanisches Apostolatswerk, das im Jahre 1950 unter Leitung von P. Sánchez de León SJ gegründet wurde und sich „Zeugen Christi“ nennt. Der Anklang an die „Zeugen Jehovas“ ist dabei nicht nur terminologisch; denn das Werk entstand gerade unter der Initiative von Madrider Studenten zur Abwehr der Aktivität protestantischer Sekten und arbeitet mit den gleichen Methoden, „in der Hand die Bibel“. Es handelt sich zunächst um einen Bibelkreis, der bisher drei eingehende Unterweisungskurse abgehalten hat. Die völlig freie und freiwillige Teilnahme jeden Mittwochabend um 20 Uhr erstreckte sich zunächst auf 84 Personen, um beim zweiten Kurs auf 280 und beim dritten bereits auf 560 anzuwachsen.

Nach dieser exegetischen und apologetischen Instruktion widmen sich die aktiven Teilnehmer paarweise dem Glaubensapostolat von Haus zu Haus, in Betrieben oder in den Räumen der Madrider Vorstadtparrochien, wo die protestantische Propaganda am stärksten zu sein pflegte. Der eine der „Zeugen Christi“ führt jeweils das Wort, während der zweite assistiert und sich darauf vorbereitet, selbst eine solche Zweiergruppe anzuführen. In dieser Weise gibt es heute einen „Generalstab“ von 23 Mitgliedern, denen 72 weitere assistieren. Es handelt sich ausschließlich um Laien, von Arbeitern und kleinen Angestellten bis zur Frau eines Ministers. Zur Unterstützung des mündlichen Apostolats wurde eine Sammlung „Fe“ („Glauben“) mit bisher 14 Kleinschriften geschaffen.

Die „Zeugen Christi“ sind nur die erste Auswirkung dieser Gründung unter dem Gesamttitel „Fe Católica“,

die nach ihren Erfolgen mit weiteren Apostolatsformen begonnen hat. So wurde, wohl nach dem englischen Beispiel, ein „Brieflicher Bibelkurs“ geschaffen, dessen „Grundstufe“ mit 23 Lektionen im Preis von 30 ptas. (3 DM) jetzt vorliegt. Jede Lektion enthält Übungen und eine schriftliche Hausaufgabe, die einzusenden ist und korrigiert zurückgereicht wird. Daß die englischen Erfolge (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 62) noch überboten werden, darf schon jetzt angenommen werden, nachdem sofort im ersten Monat des Erscheinens 2000 Bestellungen einliefen und diese nach einem weiteren Monat auf 4000 angestiegen waren. (Freilich handelt es sich in England um eine Information Andersgläubiger, während sich die Aktion in Spanien zunächst an die Katholiken selbst wendet.) Das nächste Projekt ist eine Rundfunk-Bibelschule, die in allernächster Zeit von den meisten spanischen Sendern übernommen werden soll. Das Endziel ist die Übernahme der gleichen Apostolatswerke durch die Länder Hispanoamerikas, wo die protestantische Mission besonders aktiv ist.

Diese Welle von „Gegenreformation“ beweist gewiß eine außerordentliche katholische Aktivität, hat aber mit der geschichtlichen Erscheinung gleichen Namens wenig Gemeinsamkeiten. Im Haus der Organisation „Fe Católica“ (calle Maldonado, 1) wurde ein „katholisches Heim“ eingerichtet, das allen Ausländern, die sich für den katholischen Glauben interessieren, unaufdringlich Gastfreundschaft bietet. Hier haben sie die Möglichkeit, mit katholischen Spaniern Verbindung aufzunehmen und in persönlichem Kontakt in den katholischen Glauben hineinzuwachsen; daneben existiert eine Spezialbibliothek mit katholischer Glaubensliteratur aus den meisten Sprachen. Bisher konnte Pater Sánchez de León fünfzehn Ausländer aus verschiedenen Rassen und Konfessionen taufen. Die Taufen eines Russen, eines Amerikaners und von vier Deutschen stehen unmittelbar bevor, während sich u. a. Engländer, Schweden und Niederländer auf die Konversion vorbereiten.

Über den vernünftigen Gebrauch des Fernsehens für Kinder

Wir hatten in unserem Bericht über die Auseinandersetzungen um das private kommerzielle Fernsehen in Deutschland (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 236 ff.) schon darauf hingewiesen, daß „die Entwicklung des Fernsehens in einem Stadium des allgemeinen zivilisations- und kulturkritischen Bewußtseins geschieht, in dem eine Voraussicht seiner Schäden durchaus möglich ist und in der es völlig unnötig ist, daß man von seinen kulturellen und volksbildnerischen Folgen überrascht wird“. Pius XII. hat in der Enzyklika über Film, Rundfunk und Fernsehen *Miranda prorsus* (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 72 ff.) deshalb dringend ermahnt, die Inanspruchnahme dieses neuen technischen Fortschrittes „durch die Zügel weiser Voraussicht zu lenken“. Die kirchlichen Rundfunk- und Fernsehstellen, die zu errichten schon Pius XI. empfohlen hatte und die in der internationalen Organisation der UNDA zusammengefaßt sind, haben sich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt; sie beweisen das gerade wieder einmal dadurch, daß sie ihrer Kommission, die sich mit den Fragen der Wirkungen des Fernsehens auf Kinder und Jugendliche befaßt („Radio-Télévision et Enfance“), den Auftrag gegeben haben, einen Fernseh-Code auszuarbeiten, der unter Abwägung der möglichen günstigen und

möglichen schädlichen Folgen des Fernsehens für das Kind Richtlinien für einen vernünftigen Gebrauch dieses neuen Instrumentes für die Hand der Eltern und Erzieher aufstellen sollte. Dieser Fernseh-Code liegt nun vor. An seiner Ausarbeitung haben teilgenommen: Madame A. Garin, Paris, Prof. Karl Holzamer, Mainz, Kanonikus L. Barbey, Lyon, Prof. E. Marmy, Lyon, Fr. A. Oberson, Freiburg/Schweiz, und Direktor J. Schneuwly, Freiburg/Schweiz.

Der Fernseh-Code geht von der Tatsache aus, daß immer häufiger und in immer stärkerem Umfange den Kindern Fernsehsendungen zugänglich werden, daß es also nicht mehr genüge, sich für oder gegen dies neue Mittel auszusprechen, sondern daß man bemüht sein müsse, es zum Guten zu wenden, indem man ihm den rechten Platz in der Reihe der Bildungs- und Unterhaltungsmittel anzuweisen sucht. Er beschäftigt sich also in seiner Einteilung zunächst einmal mit dem Charakter dessen, was im Fernsehen übermittelt wird, und warnt vor der Illusion, daß es in einem echten Sinne reale „Welterfahrung“ vermittelt, so wie ja auch die modernen Soziologen darauf hinweisen, daß der moderne Mensch weithin von „Erfahrungen aus zweiter Hand“ (Gehlen) lebt, die ihm schon in zubereitetem Zustand, dramatisiert und interessant gemacht, dargeboten werden und so zur Verarmung seiner Selbsttätigkeit führen. Dazu sagt die Einleitung des Code:

Bringt das Fernsehen die Welt ins Heim?

„Man sagt, das Fernsehen bringe die Welt ins Heim. Selbst wenn das psychologisch in einem schon sehr weitem und immer weiter wachsenden Ausmaß wahr ist, dann handelt es sich gleichwohl nicht um die Welt oder die Natur oder den Menschen draußen selber; es sind vielmehr *Bilder* von der Welt und den Menschen, die auf unserem Bildschirm aufscheinen. Schmeichelnde oder täuschende Bilder, Visionen, viel schärfer als sie unser Auge direkt aufnehmen könnte; Panoramen, viel umfassender als die, die unser Blick umgreifen könnte, und trotzdem sind es immer nur ‚Zeichen‘ der Dinge und Menschen, sichtbare, leuchtende und klingende Zeichen. Die Zeichen dürfen aber nicht der Wirklichkeit gleichgesetzt werden. Es wäre ein Verrat an der Wahrheit, wenn die Zeichen sich an die Stelle der Wirklichkeit schieben wollten. Das Kind, der Mensch überhaupt, ist für die *Wirklichkeit* da, für den unmittelbaren Kontakt mit dem Wirklichen. Das Fernsehen ersetzt also nicht die Welt; die Welt des Fernsehens wird auch niemals jene Welt ersatzweise liefern wollen, die man wirklich berührt, schaut, die man fühlt, die man erleidet.

Das Fernsehen darf uns also nicht durch die Illusion eines Ersatzes der wirklichen und lebendigen Welt blenden; und wir sollten uns weigern, das Fernsehen so zu gebrauchen, als ob es dies durch einen Taschenspielertrick oder in einer Art Verzauberung tatsächlich könne. Der Bildschirm des Fernsehens wird seine berechtigte Rolle auch in der Erziehung nur dann spielen, wenn er eben gerade kein Schirm zwischen dem Kind und der Wirklichkeit der Welt und des menschlichen Schicksals wird. Die Vermittlerrolle wird nur dann loyal zu erfüllen sein, wenn der Bildschirm durch die Qualität seiner Vergegenwärtigung die Wißbegierde und die Entdeckerfreude anregt und wenn er im Menschen die Lust der Selbstbetätigung im Rahmen der gesamten Wirklichkeit erweckt und immer wieder anstachelt.“

Aus dieser Einsicht in den Charakter des Fernsehens und der Gefahren, die in seinem Gebrauch als Erziehungs- und Unterhaltungsmittel für Kinder und Jugendliche liegt, hat die Kommission nun die folgenden Richtlinien für Eltern und Erzieher entwickelt, die sich durch eine Fülle höchst konkreter und praktischer detaillierter Ratschläge auszeichnen:

I

Normen, die sich aus dem jeweiligen Alter des Kindes ergeben

1. Das Kind kann nur dann aus dem Fernsehen einen wirklichen Gewinn ziehen, wenn es eine bestimmte körperliche und geistig-seelische Entwicklungsstufe erreicht hat. Ein zu frühzeitiger Gebrauch des Fernsehens ist darum unter allen Umständen zu vermeiden.
2. Ein *Mindestalter*, das als Regelfall anzusprechen ist, ist in der augenblicklichen Situation der noch überall zu sammelnden Erfahrungen schwierig anzugeben. Um einen Anhalt zu geben: Der Beginn der vom Kinde ohne Schaden aufgenommenen Fernsehsendungen liegt *später* als beim Rundfunkempfang. Wenn für Kinder bestimmte Ausstrahlungen des Hörfunks schon etwa vom 4. Lebensjahr gehört werden können, dann überschreitet das Fernsehen im allgemeinen die Aufnahmefähigkeit des Kindes vor dem 5. oder 6. Lebensjahr.
3. In jedem Fall soll der etwaige Beginn weniger nach dem chronologischen Alter des Kindes als nach seinem *Reifealter* bestimmt werden. Dieses Reifealter hängt für das Kind einerseits von dem Niveau ab, das im Bereich der Bildaufnahme und der Erfassung von Tatsachen und szenischen Darstellungen erreicht ist, wie aber auch von der gefühlsmäßigen Reaktionsfähigkeit vor dem Bildschirm. Dieses Reifealter (im Blick auf das Fernsehen) ist von der Schulreife wohl zu unterscheiden. In vielen Fällen wird es noch über die Schulreife hinausgehen. Das moderne Kind wird im allgemeinen rascher durch das Bild als durch eine logisch aufgebaute oder nur mündlich vorgetragene Erläuterung begreifen.
4. Das Kind soll bei den erstgesehenen Sendungen *nicht allein* dem Fernsehschirm ausgesetzt sein. Eltern und Erzieher müssen an seiner Seite sein, um die ersten Erfahrungen als Fernsehzuschauer mit dem Kinde zu erleben. Das wird ihnen auch ein viel besseres Urteil über die Anpassung des Gezeigten an die Mentalität des Kindes gestatten und die Möglichkeit geben, eventuelle Mißverständnisse zu zerstreuen, die sich im Gefolge einer nur einseitigen oder teilweisen Aufnahme des Fernsehbildes durch das Kind einstellen.
5. In *Stufen*, die dem Wachstum des Kindes entsprechen, soll dann das Kind durch Eingewöhnung die Kunst lernen, ein guter Fernsehzuschauer zu werden: empfänglich, urteilsfähig, mit kritischen Forderungen und zugleich auf das Geschaute reagierend. Die Erzieher müssen ihm zuerst mit Erklärungen an die Hand gehen, das Gesehene in den rechten Rahmen stellen und die durch die Fernsehsendungen vermittelten Anregungen in Verbindung bringen mit den übrigen Erkenntnis- und Erfahrungsquellen des Kindes, damit so die Fernsehsendung in das Ganze einer persönlich angeeigneten und innerlich verbundenen Lebenshaltung (Kultur) eingeht.
6. Zu *untersagen* sind jeder Altersstufe, zumal der frühen Kindheit und dem Entwicklungsalter in gewissen übersensiblen Phasenmomenten, Darbietungen mit einem

Charakter der Überreizung und der Schockwirkung oder die, welche Halluzinationen oder seelische Störungen wecken könnten, z. B. der Anblick abscheulicher und panischen Schrecken erregender Menschen, Szenen mit langsam und in Einzelheiten vorgeführter Grausamkeit und Situationen, in denen die Menschlichkeit entwürdigt und völlig verstumpft erscheint.

7. Auch dann, wenn sich der Fernsehrundfunk ausdrücklich bemüht, „familiengerechte“ Sendungen auszustrahlen, lasse man sich nicht zu der generellen Auffassung verleiten, als ob unbedingt jede Sendung für jedes Familienmitglied geeignet sei und daß jeder auf alles Anspruch zu erheben habe. Die Kinder müssen begreifen lernen, daß, wie man ihnen bei Tisch noch keinen Wein oder Kaffee gestattet, auch gewisse Ausstrahlungen des Fernsehens normalerweise den Älteren vorbehalten sind. Damit sie das auch innerlich mit Überzeugung annehmen können, müssen ihnen die Erwachsenen, einschließlich der Eltern, auch das *Beispiel* geben, daß sie selber darauf verzichten können, alles sehen zu wollen, sei es, daß es sich um ausgesprochen wertloses Geflimmer handelt oder auch bei einem sehenswerten Programm andere Beschäftigungen oder auch andere Unterhaltungsformen für sie Vorrang haben sollten.

II

Richtlinien für die Dauer des Fernsehempfangs

1. Das Fernsehen darf nicht das ganze Leben beschlagnehmen. Das Ideal im Sinne der Erziehung und der Unterhaltung kann nicht sein, dem Fernsehen den denkbar größten Platz einzuräumen, sondern ihm den rechten Platz im Tageslauf des Kindes und der Familie zu geben, der den andern Beschäftigungen und Unterhaltungen, ohne ihnen zu schaden, Zusammenhang verleiht. Nur ein sorgfältig ins Gleichgewicht gebrachter Wahlgebrauch, der vielleicht sogar ausgesprochen *sparsam* sein sollte, wird es erreichen lassen, daß ein wertvolles Bildungs- und Zerstreuungsmittel wie das Fernsehen nicht zerstörerisch wirkt und daß die kindlichen und jugendlichen Zuschauer nicht blasiert werden.
2. Die annehmbare tägliche Durchschnittsdauer kann natürlich nicht in einer mathematischen Form genau beziffert werden. Trotzdem, wenn man die Aufnahmefähigkeit des Kindes zugrunde legt, dann muß man als Norm für das Anschauen einer Fernsehsendung bis zum Alter von neun Jahren höchstens eine halbe Stunde annehmen und für die Lebensalter darüber hinaus höchstens bis zu zwei Stunden ansetzen, wobei diese „Zeitration“ keineswegs zur Gewohnheit werden darf.
3. Diese zeitliche Beschränkung ergibt sich zwingend, selbst wenn das kindliche „Interesse“ scheinbar mehr „verträgt“ und Verlängerungen fordert. Gewisse Ausnahmen wird man in verständiger Weise handhaben müssen. Immer aber muß man sich bewußt sein, daß jedes Übermaß in dieser Beziehung für das Kind verderblich ist; zugleich aber macht dieses Unmaß ein Kulturmittel ungläubwürdig, das als solches stets einen klugen Gebrauch verlangt.
4. Eine Bildübersättigung richtet sich ganz speziell gegen eine *geistige Hygiene* beim Kind. Sie beschwört die Gefahr herauf, daß das Kind Sinn und Gefühl für die unmittelbar zu sichtende und zu erlebende Wirklichkeit einbüßt.
5. Eine übermäßige Zeitdauer, die an das Fernsehen ver-

schwendet wird, kann aber auch der körperlichen Gesundheit schaden, insofern eine Übermüdung der Augen und die Starre der Blickfixation eintritt.

6. Ganz zu schweigen von dem Schaden für die „beruflichen“ Beschäftigungen des Schülers, des Lehrlings usw.

7. Schließlich die Bedrohung des „häuslichen Klimas“, in dem die Unterhaltungen und die persönlichen Gespräche keinen Raum mehr finden und wo ein intimes Leben und Sammlung so gut wie unmöglich werden (eine Gefahr, die noch durch den Raummangel sehr vieler Wohnungen verstärkt wird). Alle diese Begegnungen und der persönliche Austausch im Alltag müssen vor einer tyrannischen Alleinherrschaft dieses „Zauberkastens mit schönen Bildern“ bewahrt werden.

III

Optimale Bedingungen für den Fernsehempfang

1. Das Kind muß in einer angemessenen Entfernung vom Bildschirm sich befinden, die eine deutliche Sicht garantiert. Gewöhnlich muß man gegen die Neigung angehen, gleichsam in den Apparat „hineinzukriechen“.

2. Der Fernsehapparat soll in einem Zimmer aufgestellt sein, das genügend große Dimensionen aufweist. Eine für den Blick der Kinder zu hohe Placierung ist zu vermeiden. Eine unauffällige Lichtquelle im abgedunkelten Raum ist der völligen Lichtlosigkeit vorzuziehen.

3. Das Kind sollte sitzen, in einer möglichst bequemen Position, die sowohl ein völliges Sichgehenlassen als vor allem auch physisch ermüdende und verrenkende Haltungen ausschließt.

4. Die Gewöhnung an höfliche Rücksicht gegenüber den andern Anwesenden und an eine gewisse Achtung gegenüber der Sendung scheint unerläßlich und begründet zugleich ein Stück Lebenskultur. Es ist besser, aus dem Zimmer zu gehen, wenn man für eine Sendung nicht interessiert ist oder wenn man zeitweilig nicht dazu aufgelegt ist, als die Freude der andern zu stören oder eine gute Sendung nur mit halbem Herzen zu empfangen.

5. Während der Mahlzeiten ist das Fernsehen fehl am Platz.

6. Eine am späten Abend ausgestrahlte Fernsehsendung ist nicht für Kinder. Im müden Zustand kann man nicht gut zuschauen; außerdem geht die Zeit dem so notwendigen Schlaf verloren und macht diesen unruhig. Etwa eine Viertelstunde lang sollte zwischen Abschluß des Fernsehens und dem Zubettgehen eine Trennungspause mindestens wahren.

IV

Die Rolle der Eltern

1. Selbst wenn Sie einen prächtigen Fernsehapparat Ihr eigen nennen, sollten Sie nicht meinen, er müsse unbedingt jeden Tag sein Pensum an Sie weitergeben (damit er „sich rentiert“). Ein verständig-kluger Gebrauch eines Kulturinstruments setzt auch einen Geist der Unterscheidung, der Disziplin und des Maßes voraus.

2. Nach alledem, was Ihre Kinder in der Schule aufnehmen und lernen, dürfen Sie davon überzeugt sein, daß sie zunächst mehr Entspannung und Erholung als zusätzliche „Kulturrationen“ nötig haben. Zur Erholung ist aber das freie und selbsttätige Spiel der Kinder in sich besser als eine Fernsehunterhaltung.

3. Sicherlich huldigen Sie auch nicht der „snobistischen“ Vorstellung, eine Fernsehunterhaltung müsse besser sein

(als eigene Unterhaltungsform), weil sie reicher ist, oder auch der „faulen“ Vorstellung, das Fernsehen sei vollkommener, weil es Ihre „Rangen“ beschäftigt und in Ruhe hält, derweilen Sie ihren Frieden genießen können.

4. In Wahrheit können Sie mit einer richtigen Abschätzung und Verteilung an der Fernsehsendung für Ihre Kinder nur Freude haben. Dazu gehört auch eine *Programmauswahl*. Informieren Sie sich im voraus über die „Fernseh-Speisenfolge“. Vertrauen Sie aber nicht blind den Angaben einer Interessenpropaganda, manchmal sogar nicht einmal der Programmvorschau. Die eigene Fernseherfahrung wird Sie erst den Wert der Unterrichtsquellen beurteilen lehren, über die Sie verfügen. Beide Eltern werden sich auch über das anzuschauende Programm vorher selber verständigen und nicht vor ihren Kindern, weder vorher noch während der Sendung, noch danach, darüber zerzanken.

5. Zuweilen werden Sie, so vorbereitet, ohne den Schulmeister zu spielen, auch in die Sendung mit wenigen Worten einführen können. So können Sie dann auch in der Folge anregen, führen, ergänzen und richtigstellen, wo es im Interesse der jungen Zuschauer geboten ist. Das Fernsehen nivelliert oft zwangsläufig die Werte: über den gleichen Bildschirm gleiten die erhabensten und sehr triviale und vielleicht gemeine Szenen; gewichtige und wichtige Worte begleiten das Bild. Mit einer einzigen Bemerkung können Sie unter Umständen die Wertsicht und Wertordnung wiederherstellen.

6. Trotz all dieser Bemühungen kann die Sendung restlos enttäuschen und für die Kinder bedenklich erscheinen. Dann bringen Sie ruhig den Mut auf — in diesem Ausnahmefall —, die Sendung abzudrehen und zu sagen, warum es geschieht. (Für gewöhnlich soll man nie eine Sendung, der ein Kind mit Hingebung folgt, *plötzlich* abbrechen, vorausgesetzt, daß sie die Aufmerksamkeit des Kindes verdient und ihm gemäß ist.)

7. Helfen Sie dem Kind, daß es nicht nur ein passiv-hingegebener Fernsehzuschauer bleibt. Unterstützen Sie seine spontanen Reaktionen und Beurteilungen. Durch Ihr Beispiel soll es lernen, allmählich selbst zu wählen. Bleiben Sie dann nicht immer mit bei der Sendung: mit dem Eintritt in das Jugendlichen-Alter sollten Sie in dieser Hinsicht schon auf die eigene Kraft bauen können.

8. Auf alle diese Weisen — das ist eine Art Entdeckung — kann die Familie durch das Fernsehen das Kind in seinem Bildungserwerb und in seinen Vergnügungen viel länger umgeben und begleiten, als dies bisher je möglich war. Das Fernsehen in der Familie fördert auch eine viel gesündere Reaktionsform als die in der Anonymität eines öffentlichen Saales (wie etwa beim Film). Wer es zu nutzen versteht, der kann dem Fernsehen unter Umständen eine viel engere Verbindung mit seinen Kindern verdanken und die Chance entlocken, zu einem Ideen- und Gefühlsaustausch zu gelangen, der der Familiengemeinschaft dient.

V

Die Rolle der Eltern gegenüber dem Fernsehproduzenten

1. Die Fernsehproduzenten: Intendanten, Autoren, Darsteller, Reporter usw. sind viel empfänglicher für Ihre Kritik, als Sie es meist glauben. Betrachten Sie sich als ihre natürlichen Mitarbeiter, Berater und Informatoren.

2. Bekunden Sie ihnen Ihre positive Beurteilung und Ihren Beifall und nicht nur Ihre Beschwerden. Stellen Sie sich

vor, welcher großen Einfluß Sie ausüben könnten, wenn aus jeder Familie, in die das Fernsehen kommt, von Zeit zu Zeit eine Karte an den Intendanten Ihres Sendebereiches gesendet würde, die Ihre Begeisterung für eine ganz ausgezeichnete Sendung und vielleicht — als Gegenstück — Ihr Mißfallen über eine abstoßende Darbietung enthielte!

3. Dringen Sie in der Gesamttendenz des Fernsehens immer wieder unerbittlich darauf, daß die Verantwortlichen daran denken, daß die Familie der entscheidende Fernsehempfänger ist. Fordern Sie besonders für die Programme am Wochenende und am Sonntag das Eingehen auf das Familienklima („familiengerecht“).

4. Ein ausgewogener Programmwechsel von aktuellen Beiträgen, von Dokumentarsendungen und Unterhaltungsformen stellt eine weitere Forderung dar.

5. Unterstreichen Sie im Interesse Ihrer Kinder die Bedeutung solcher Sendeformen, die die Aktivität des Geistes, der Phantasie, in der Bewegung, durch Spiele und Wettbewerbe anregen und sie aus der bloßen Rezeptivität des Zuschauers herausreißen.

6. Verlangen Sie für die Kinder und Jugendlichen einen Sendeplan, der den Rhythmus des Familienlebens respektiert. Die für sie bestimmten Sendungen müssen vor die normale Schlafenszeit gelegt werden. Danken Sie den Sprechern, die die Sendung mit einem Gutenachtgruß an die Kinder zu beendigen verstehen, ohne die jungen Zuschauer durch Anspielungen auf die für sie ungeeigneten kommenden Sendungen geradezu nach der „verbotenen Frucht“ begierig zu machen.

„Zentrum katholischer Sozialforschungsinstitute“ gegründet

Delegierte der Vorstände und die Direktoren des Katholischen Zentrums für Sozialforschung in Königstein (Taunus) (Vorsitzender: Msgr. Prof.

Kindermann), des Centre de Recherches socio-religieuses in Brüssel (Vorsitzender: der Generalvikar von Brügge, Msgr. van Gheluve), des Institut de Sociologie in Lyon, des Demographic Survey (Newman Association) in London und des Katholiek Soziaal-Kerkelijk Instituut im Haag (Vorsitzender: der Generalvikar von Breda, Msgr. Koenraadt) haben am 10. Mai 1958 in Brüssel beschlossen, eine Föderation ihrer Institute zu gründen.

Die Föderation wird den Namen „Zentrum katholischer Sozialforschungsinstitute“ führen. Das ständige Sekretariat wird in Genf errichtet werden.

Es wurde ein vorläufiges Komitee errichtet, das sich aus den Direktoren der beteiligten Institute zusammensetzt und von Prof. Neundörfer, Frankfurt a. M., präsidiert wird.

Das Komitee hat eine Kommission (L. Grond OFM, Den Haag, W. Menges, Königstein, Abbé Fr. Houtart, Brüssel) beauftragt, die Fragen der konkreten Organisation der Föderation und ihres ständigen Sekretariates zu studieren.

Der Beitritt zu der Föderation steht allen Instituten und Forschungszentren offen, die die geforderten Bedingungen erfüllen.

Ehescheidungen in der Welt

Nach den neuesten Statistiken des demographischen Jahrbuchs der UN sind die Ehescheidungen in Westeuropa, Kanada, Australien und den USA zurückgegangen, während sie in Latein-

amerika im gleichen Zeitraum (1948 bis 1956) angestiegen sind.

In den USA, die nach wie vor die höchsten Scheidungszahlen aufweisen, sank die Scheidungsziffer von 408 000 im Jahre 1948 auf 377 000 im Jahre 1955; in Kanada in der gleichen Zeitspanne von 6888 auf 6034; in Australien von 74 902 auf 71 780. Für die Sowjetunion lagen keine genauen Zahlenangaben vor. Eine Senkung zeigte sich fast überall in Europa, mit Ausnahme von Polen und Ungarn, die eine Steigerung der Scheidungsfälle melden.

In der statistisch erfaßten Zeit von acht Jahren gingen die Scheidungen in Westdeutschland, England und Wales auf rund 50% zurück. Das Jahrbuch beziffert die gerichtlich ausgesprochenen Scheidungen in Westdeutschland 1948 mit 87 598 und 1956 mit 41 046; besonders ausgeprägt zeigt sich diese Erscheinung in Westberlin; dort wurden 1948 11 929 Scheidungen ausgesprochen; 1956 waren es nur noch 5097. Ostdeutschland verzeichnete 1948 einen neuen Scheidungsrekord mit 37 009 Fällen. Die Ziffer sank bis 1956 auf 20 747. In Ostberlin waren es 1951 noch 5699 Fälle (von den ersten Nachkriegsjahren sind keine Zahlen erhältlich), 1956 nur mehr 2602.

England und Wales melden Rückgänge von 42 711 auf 18 776, Schottland von 2029 auf 1867 und Nordirland von 180 auf 111. In der Irischen Republik ist bekanntlich die Scheidung verboten wie übrigens auch in Italien und Spanien. Weniger Ehescheidungen melden auch Österreich: Die Zahl fiel von 14 162 auf 8488; in Portugal: von 1110 auf 954; in Belgien: von 6518 auf 4313; in Holland: von 8038 auf 5548; in Norwegen: von 2129 auf 2071. Auch in Jugoslawien fiel die Zahl von 24 586 auf 18 776. — In Polen hingegen stiegen die Ehescheidungsfälle in den Jahren 1950 bis 1956 von 11 012 auf 13 816; in Ungarn von 11 058 auf 12 479.

In Lateinamerika kennt die Gesetzgebung in Brasilien, Chile und Kolumbien keine Ehescheidung. In den übrigen Ländern — mit Ausnahme der Dominikanischen Republik — stieg die Scheidungsziffer an. Mexiko steht mit 12 208 Scheidungen im Jahre 1956 gegenüber 6882 für 1948 an der Spitze. In Uruguay stiegen die Fälle von 1102 auf 1664; in Venezuela von 737 auf 924; in San Salvador von 321 auf 442 und in Guatemala von 272 auf 466. Für Puerto Rico lauten die entsprechenden Zahlen 3334 (1948) und 4622 (1956); für Jamaica 216 (1948) und 374 (1956).

Aus den Missionen

Daß die asiatischen und afrikanischen Universitätsstudenten Christus erkennen und wertschätzen lernen. Missionsgebetsmeinung für September 1958

Die Führung in den zur vollen Unabhängigkeit gelangten oder sich darauf vorbereitenden Völkern Asiens und Afrikas haben fast immer Männer mit westlicher Bildung, mögen sie diese in Europa und Amerika oder auf nach westlichem Stil aufgebauten Universitäten des eigenen Landes erlangt haben. Dieser Vorgang ist zwangsläufig. Es ist uns ohne weiteres klar, daß die noch auf 80 bis 85 Millionen geschätzten Primitiven Afrikas, die jetzt schnell in den Prozeß der Aufsaugung durch die technische Zivilisation hineingezogen werden, keinerlei gestaltende Kraft im Leben des modernen Afrika ausüben können. Aber auch Bevölkerungsschichten mit höherer Kultur, die sich gegen

das naturwissenschaftliche Weltbild und die technische Zivilisation sträuben, haben keine Aussicht, hier zum Zuge zu kommen. Über einen reformfeindlichen Islam, Hinduismus, Buddhismus usw. geht die Entwicklung hinweg. Die jungen Völker sind durch die westliche Bildungsvermittlung, durch das heiße Verlangen, die koloniale und semikoloniale Abhängigkeit zu überwinden, genötigt worden, nach den Errungenschaften der westlichen technischen Zivilisation zu greifen, die sich im übrigen ohne ihr Zutun mit unheimlicher Schnelligkeit ausbreitet. Wie stark auch ihr Nationalismus und die Selbstbesinnung auf ihr eigenes kulturelles Erbe sein mögen: sie erstreben die vom Westen vermittelte moderne Bildung, während sie gleichzeitig vielleicht gegen eine westliche Kolonialmacht bis zur Hingabe ihres Lebens kämpfen. Und sie sehen auch ein, daß sie ihr Leben in den Formen dieser technischen Zivilisation organisieren müssen, um die ersehnte Selbständigkeit in der von der gleichen materiellen Zivilisation gestalteten Welt zu erreichen und zu sichern. So wird die in den meisten Ländern Asiens und Afrikas noch kleine, oft sehr kleine westlich gebildete Schicht durch die Entwicklung fast naturhaft auf allen Gebieten des politischen und gesellschaftlichen Lebens in die Führung geworfen, und zwar noch in sehr jungen Jahren. Bald nach Verlassen der Universität muß der junge Student in seinem Vaterland schon Verantwortlichkeiten übernehmen, zu denen der Akademiker aus den westlichen Ländern erst etwa mit 40 Jahren gelangt.

Die geistige Krise

Die Annahme des absolut Neuen, auf das der junge Mensch der afrikanischen und asiatischen Länder an den nach westlichem Muster aufgezogenen Universitäten stößt, ist zunächst mehr rezeptiv als kritisch. Es fehlen ihm aus seiner weltanschaulichen und bildungsmäßigen Grundlage heraus im Anfang alle Maßstäbe zu einem Vergleich von Tatsachen und Werten. Der Übergang ist um so schroffer, je größer der Sprung von der Bildungsstufe seiner Eltern oder seiner bisherigen Umwelt zu dem Bildungsniveau der Hochschule ist. Deshalb ist der Einfluß der Persönlichkeit des Lehrers und der von ihm vortragenen Lehren größer als bei uns, zumal die jungen Studenten alle aus Kulturen stammen, in denen die Autorität in Familie, Gesellschaft und Staat sehr stark war, ohne daß andererseits der Begriff der Persönlichkeit, ihrer Freiheit, ihrer Rechte und Pflichten auch nur annähernd so entwickelt war wie im Westen, wo dieser vom Christentum geformte Begriff auch in der säkularisierten Gesellschaft noch die unsichtbare Klammer des Gemeinschaftslebens darstellt. Zweifellos wird in den nächsten Generationen der Gebildeten Asiens und Afrikas die kritische Urteilskraft gegenüber allem Neuen größer sein als heute. Aber vorerst müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß der junge Gebildete „auf die Worte des Lehrers schwört“, soweit etwas für ihn „neu“ ist.

Während er aber das „Neue“ mit dem Verstande aufnimmt, empfindet er die Spannung zu dem „Alten“, aus dem er herausgenommen wurde. Gewöhnlich wird es so dargestellt, als ob nur der an westlichen Universitäten studierende Farbige, der aus der natürlichen Umgebung seines Heimatlandes und aus seinem sozialen Erbe herausgerissen und in eine fremde Kultur hineingestellt ist, diese Spannung empfinde. In gemildertem Maße, aber noch immer enorm stark, wird auch vom Studenten in

Asien oder Afrika diese Kluft empfunden. Denn die modernen Universitäten Asiens und Afrikas sind nicht aus natürlicher, stufenweise sich vollziehender Entwicklung des heimischen Kulturlebens entstanden, sondern der andersgearteten Kultur von oben aufgelegt. Es besteht eine geistige Fremdheit zwischen dem Universitätsleben und dem Leben des Volkes, zwischen ererbten Überlieferungen und neuen Lebensformen, die vom Volke selbst nicht assimiliert sind. Am meisten wird diese Kluft von den Studenten der modernen Naturwissenschaften und der Technik empfunden, die den größten Teil der Studenten darstellen, während nur der kleinere Teil sich humanistischen Studien zuwendet. Die Fremdheit zwischen Studenten und Volk, die man in unseren westlichen Ländern beklagt, kann mit dieser Art kultureller Spannung gar nicht verglichen werden.

Die Grundhaltung des modernen Wissenschaftsbetriebs bringt die Studenten Asiens und Afrikas bald auch in Gegensatz zu der traditionellen Art der Begründung von Sicherheit in ihren so stark von Autoritätswerten getragenen Kulturen. Sie lernen, daß man Sicherheit nur durch exakte Deutung von Tatsachen erhält, die sich der Erfahrung, dem Experiment, der mathematischen Berechnung darbieten, und sie übertragen diese Art der Begründung naturwissenschaftlicher Sicherheit auf den gesamten Bereich der Metaphysik und der Weltanschauung. Was sich nicht experimentell nachweisen läßt, wird geleugnet oder bezweifelt. Auch jede religiöse Autorität wird verworfen, mag sie auch noch so sehr rational begründet werden. Die geistigen Werte werden als „unwirklich“ abgelehnt oder bezweifelt. Der Zug der großen Masse der Studenten ist auf eine einseitige Wertung materiellen Fortschritts gerichtet, wobei man durchaus nicht nur an sich selbst denkt, sondern in altruistischer Gesinnung auch das eigene Volk aus drückender Not führen möchte.

Die Bewunderung des technischen Fortschritts führt in Verbindung mit der an den Hochschulen erworbenen Blindheit für immaterielle Werte und Wahrheiten auch zur Aufweichung der Moral in pragmatistischem und utilitaristischem Sinne. Man könnte sagen, ähnliche Gefahren bedrohten ja auch unsere Studierenden im Bereich der westlichen Zivilisation. Aber man muß wohl bedenken, daß die gottfreie technische Zivilisation plötzlich und ohne Übergang in die auf ganz anderen geschichtlichen und geistigen Grundlagen beruhenden afrikanischen und asiatischen Kulturen einbrach, während die gleiche Zivilisation ihre geschichtlichen und geistigen Zusammenhänge mit der europäischen Kultur, die weitgehend vom Christentum geprägt wurde, beibehalten hat. Das Christentum steht noch immer mit seinem Denken und Werten in unserer Zivilisation und in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen. Sein Einfluß ist noch immer irgendwie fühlbar, sei es auch nur, daß es zur Auseinandersetzung nötigt. Seinen erzieherischen Werten hat sich keine Generation entziehen können. Die afrikanischen und asiatischen Kulturen aber werden entweder durch die technische Zivilisation zerschlagen (Primitivkulturen) oder erhalten sich nur durch Polemik gegen die neuen Einflüsse oder stehen bestenfalls in schwerem Ringen mit dem neuen Geist (Islam). Immer aber findet der gebildete Farbige die Situation eines totalen Bruches mit seinen überlieferten Werten; er lebt schlechthin in einer neuen Welt, wenn er sich dem Geist des naturwissenschaftlichen Weltbildes beugt. Die angebliche geistige Unreife der asiatischen und

afrikanischen Studenten — die in Gegensatz gestellt wird zu der größeren Reife westlicher Studenten bei der Bewältigung der geistigen Schwierigkeiten — hat hier ihren psychologischen Ort. Sie ist nicht schlechthin mit menschlicher Unreife gleichzusetzen. Zu berücksichtigen ist allerdings dabei, daß diese Studenten durchweg ein paar Jahre früher als unsere Abiturienten in der Hochschulatmosphäre leben müssen (angelsächsisches Universitätssystem). Es gibt nun an fast allen Hochschulen westlichen Stils — auch in Asien und Afrika —, die der nichtchristliche Student besucht, weltanschauliche Deuter der technischen Zivilisation, die in ihren Vorlesungen den Bereich der wissenschaftlichen Wahrheitsfindung verlassen und eine gottfreie, religionsfreie, ja religionsfeindliche Weltanschauung als logische Konsequenz des Weltbildes der technischen Zivilisation darstellen. Der junge Student ist aus seiner seelischen Lage heraus allzusehr geneigt, auch hier seinen Lehrern zu glauben, die ihm bald ein humanitäres, freigeistiges Weltbild individualistischer Prägung vermitteln, bald ihm einen messianisch ausgeprägten Sozialismus als Lebensideal vorstellen, der rein diesseitig orientiert ist und keine feste Schranke gegen den gottfeindlichen Kommunismus aufrichtet. Keiner bemüht sich auch, ihm die Wurzelgründe der westlichen Zivilisation darzulegen, die doch auf dem Boden des Evangeliums entstanden ist. Er kommt zu der Auffassung, daß diese Zivilisation als gottfreie Zivilisation geboren wurde. Ein solches Maß kultureller Säkularisierung kann er aber nicht ohne tiefes Unbehagen seelisch verdauen, da er ja aus Kulturen kommt, die samt und sonders den metaphysischen und religiösen Hintergründen des Lebens auf stärkste verhaftet waren. Mag er im Oberbewußtsein sich der modernen Diesseitsgesinnung anschließen, so bleibt doch in seinem Unterbewußtsein eine große Leere, die er nicht füllen kann.

*Die besonderen Schwierigkeiten
der Überseestudenten an den westlichen Hochschulen*

Während nun die farbigen Studenten in ihren Heimatländern trotz aller geistigen Isolierung des Hochschulumilieus vom Volksleben doch in täglicher Berührung mit der Heimat und ihrem sozialen Erbe stehen, bewegen sich ihre Kommilitonen in den westlichen Ländern in einer anderen natürlichen Umgebung und in einer anderen Kultur. Es soll hier nicht über die rein menschlichen Schwierigkeiten gehandelt werden, die sich aus der Verpflanzung dieser Studenten ergeben. Sie sind des öfteren dargestellt worden und im Grunde so groß, daß sie das seelische Gleichgewicht ernstlich bedrohen können. Wichtiger in der Linie dieser Gebetsmeinung ist, daß unsere Universitäten nur intellektuelle Bildung vermitteln. Sie geben keine menschliche Führung. Wie seine weißen Mitstudenten ist auch der Student aus Asien oder Afrika hier ausschließlich auf sich selbst gestellt. Walter Kiefer vom Katholischen Akademischen Ausländerdienst in Bonn hat diese Situation in einem Referat vor dem Katholischen Missionsrat (Würzburg, Juni 1957) treffend dargestellt: „Mit diesen überseeischen Studenten stellt sich nun bei uns das entscheidende Problem, das im Grunde auch die große Crux unserer deutschen Universitätsausbildung ist. Es ist das Dilemma zwischen der spezialisierten Fachausbildung und einer notwendigen Bildung der Gesamtpersönlichkeit. Der Drang, nur das Fach zu erhaschen, nur die technisch-zivilisatorischen Fähigkeiten sich anzueignen, ist aus

mannigfachen psychologischen und politischen Ursachen bei den überseeischen Studenten noch größer als bei den europäischen Studenten. Sie kommen aus einer anderen Kulturwelt, sie wollen in Europa das lernen, wovon sie glauben, daß ihnen Europa ‚voraus‘ ist. Und das ist nach teilweise sicher berechtigten Auffassungen nicht der Fall in dem kulturellen Hintergrund dieser Bildung. Das deutsche Universitätssystem hat zudem für den überseeischen Studenten eine weitere Schwierigkeit. Die überseeischen Länder haben überwiegend das angelsächsische College-System in ihre höhere Bildung übernommen, in dem ja doch die Gemeinsamkeit von Lehrenden und Lernenden, die Einheit von fachlicher Ausbildung und gesamtpersönlicher Bildung einfach schon durch das menschliche Zusammenleben viel stärker gewahrt ist... Gerade dieser Sachverhalt aber, daß das College-System den Studenten viel stärker in einer Einheit sowohl von seinem menschlichen Habitus wie von seiner fachlichen Ausbildung her sieht, entspricht dem Menschen aus Asien und Afrika. Er ist von seiner ganzen Veranlagung her stärker auf diesen Gesamthabitus ausgerichtet. Er kann nicht ohne weiteres, wie das der Deutsche und Europäer weitgehend tut, in ‚Schubladen‘ angefaßt werden: heute und hier von seinem Verstande her, an einer anderen Stelle von seinem Gemüt her und an einer dritten Stelle von seinen religiösen Kräften her. Er will als Gesamtmensch erfaßt, gebildet, geformt werden.“ Man könnte diese „Veranlagung“ wohl besser kennzeichnen, wenn man sie auf den ganzen Kulturuntergrund der Völker Asiens und Afrikas bezieht. Die ererbten Kulturen sind dort von der weltanschaulichen, religiösen Seite her stärker gemeinschaftsgebunden als die von ihrer religiösen Wurzel abgeschnittene technische Zivilisation von heute. Auf jeden Fall wird hier eine Gefährdung der Überseestudenten in Europa sichtbar, die den Afrikanern und Asiaten an den Universitäten ihrer Länder meist erspart bleibt. Noch ein weiteres kommt hinzu. Stärker als an den asiatischen und afrikanischen Hochschulen ist der Asiate und Afrikaner an unseren westlichen Universitäten von dem Übergewicht der naturwissenschaftlich-technischen Bildung und des Bildungs-Intellektualismus bedroht, der die Gefahr einer Verkümmern der kulturellen Seite des Menschen mit sich bringt. An sich schon durch seinen Drang nach Aneignung der westlichen Technik zur Vernachlässigung der Persönlichkeitsbildung auf dem Boden seiner eigenen heimischen Kulturwerte gedrängt, bestärken ihn die Strukturfehler unserer Hochschulen in dieser Tendenz und nehmen ihm das Verlangen, hinter der Fassade der Wissenskultur die Werte echt menschlicher Kultur im Abendland zu suchen und mit ihnen in Kontakt zu treten. Das ist sehr zu bedauern. Mit Recht sagen F. O. G. Kho und H. Haas SAM in einer gemeinsamen Studie über die afrikanischen und asiatischen Studenten in der westlichen Welt („Social Compass“, Bd. 4, Nr. 1): „Alle Versuche pädagogischer Reformen haben es nicht verhütet, daß diese Studenten in den westlichen Ländern zu einer Zeit, wo die Struktur ihrer Heimatländer nach der Entwicklung einer harmonischen Persönlichkeit gleichsam schreitet, unter dem Einfluß eines einseitigen Intellektualismus stehen. Die sog. unterentwickelten Länder bedürfen heute mehr der geistigen Führer als der Leute mit beruflicher Tüchtigkeit. Deshalb sollte man sich nicht damit zufriedengeben, den afrikanischen und asiatischen Studenten die Möglichkeit zur Anhäufung von Wissen zu

bieten, man sollte vielmehr ihrer spirituellen und sittlichen Bildung alle Aufmerksamkeit schenken.“

Die Auseinandersetzung mit der westlichen Umwelt

Der an unseren Universitäten geistig auf sich selbst gestellte Überseestudent muß sich nun mit der ihn umgebenden weithin technischen Zivilisation des Westens auseinandersetzen, da er in ihr leben muß. Er kommt aus einer vorkapitalistischen oder jungkapitalistischen Kultur, die erst nur die großen Zentren seines Landes oder die Industriesiedlungen ernstlich ergriffen hat, in eine Kultur mit hoch- bzw. spätkapitalistischer Prägung, die sich ihm mit ihrem verfeinerten oder groben Materialismus aufdrängt. Was sich hinter dieser Fassade abspielt, was sich dahinter an gesunden kulturellen Kräften noch regt und um Überwindung des Materialismus ringt, bleibt ihm so lange verborgen, als er nicht durch Zufall oder besondere Bemühungen von wahrhaft geistigen Menschen damit bekannt wird. Erst dann gewinnt er auch einen Standort, um „die westliche Religion“, die ihm als aus dem Leben herausgedrängt, als bloßes Museumsstück erscheint, in ihrem lebendigen Sein und in der Funktion zu werten, die sie immer noch in dieser veräußerlichten Zivilisation ausübt.

Die Unerbittlichkeit der Forderungen des täglichen Lebens nötigt ihn nun, bei äußerst erschwerten menschlichen Kontakten sein eigenes Kulturerbe der Zivilisation, die er hier vorfindet, kritisch gegenüberzustellen. Er gerät dabei in die Gefahr, sich zunächst in scheuer Selbstisolierung zu verkrampfen, die er aber nicht voll durchhalten kann. Erleidet er nicht sofort einen „Kulturschock“, so muß er sich anpassen, und in dieser Anpassung gibt es, je nach der Struktur der Persönlichkeit des Studenten, verschiedene Grade bis zur Preisgabe des eigenen Kulturerbes und bis zur totalen Verwestlichung, die aber dann meist auch mit einem Zerfall der sittlichen Persönlichkeit endet. Es ist hier nicht der Ort, eine sozialpsychologische Untersuchung über die Folgen des Zusammenpralls zweier Kulturen in der Seele dieser Studenten anzustellen. Es ist aber einleuchtend, daß ihnen in dieser primären Auseinandersetzung hier im Westen nur ganz wenige Menschen helfen können, eben jene, die lange in der Kulturwelt lebten, aus denen die Studenten kommen. Mit gutem Willen ist es hier nicht getan. Aber wir können diesem Kampf viel von seiner Härte nehmen, indem wir den jungen Menschen echte menschliche Achtung und Liebe sowie Hilfe in ihren täglichen Schwierigkeiten mit der Umwelt erweisen. Wenn sie in uns den Menschen entdecken, erleben sie die grundlegenden Gemeinsamkeiten aller Kultur und finden über dem Menschen in uns zwanglos auch den christlichen Menschen, von unserem Verhalten auf die Grundsätze und Motive unseres Verhaltens schließend. Nur die personale Begegnung mit dem Christen führt allmählich zum Interesse für das Christentum. Es geschieht heute viel auf diesem Wege der Annäherung. Aber es geschieht noch nicht genug, und es geschieht nicht immer das psychologisch Richtige.

In einer vom Generalsekretär des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften, A. Vanistendael, glänzend geleiteten Arbeitsgemeinschaft der Jahrestagung der Internationalen Katholischen Organisationen in Bad Godesberg (April 1958) über Sozialprobleme in Afrika saßen drei junge afrikanische Studenten, ohne sich an der Diskussion zu beteiligen. Mit Mühe brachte sie der Dis-

kussionsleiter dazu, sich zu den Problemen zu äußern. Der erste und zweite sprachen zum Thema. Der dritte aber, der in Deutschland studierte, sagte in Englisch: „Ich fühle mich einsam bei euch in Europa. Wenn ihr Eliten junger katholischer Afrikaner heranbilden wollt, vergesst nicht, euch ihrer auch anzunehmen. Sonst besteht Gefahr, daß auch wir Getauften — wie viele meiner heidnischen Landsleute — als perfekte Marxisten von euren Hochschulen zurückkehren. Eine ganze Anzahl der Studenten aus Afrika, die in der Bundesrepublik studieren, wohnt nach mehreren Jahren noch im Hotel. „Nein, tut mir leid, das Zimmer ist bereits vermietet!“ so heißt es. Wir spüren Ablehnung. Daheim haben wir den Clan, die Großfamilie, hier bleiben uns das Hotelzimmer und der Hörsaal. Ich bin gezwungen, mich auf mein Studium zu konzentrieren. Ich fürchte, ich werde ein introvertierter Mensch. Ihr Katholiken, öffnet ihr uns wenigstens eure Familien, denn nur der lebendig erlebte Glaube gibt Widerstandskraft. Erkennt die missionarische Aufgabe, die im eigenen Land auf euch wartet.“

Die missionarische Aufgabe

Der afrikanische Student hat mit diesen Worten angezeigt, daß es eine solche Aufgabe gegenüber den katholischen Studenten aus Afrika und Asien in den westlichen Ländern gibt. Darum müht man sich bei uns allenthalben um diese katholischen Studenten. Man sucht sie in der Overseas Students Coordination (OSCO), deren Zentrale zur Zeit in Bonn ist, zusammenzufassen, ohne dabei die Absicht zu haben, sie von den so notwendigen Kontakten mit dem studentischen und bürgerlichen Leben ihrer Gastländer zu isolieren. Die Kirche hatte nach dem Ersten Weltkrieg eine sehr große Zahl dieser katholischen Studenten besonders in Frankreich verloren, weil man sich ihrer nicht annahm. Dem bisherigen geistlichen Beirat der OSCO, Harry Haas SAM, der viele Jahre in dieser Arbeit Hervorragendes geleistet hat und der jetzt leider von seinen Oberen nach Ceylon geschickt wurde, um dort am Aufbau der Katholischen Aktion mitzuwirken, ist von einer sachkundigen Persönlichkeit in Paris berichtet worden, daß dort sogar mehrere Hundert ehemalige Besucher von Vorbereitungsschulen auf das Priestertum aus Übersee den Glauben verloren. Diese Verluste für die Kirche sind um so bitterer, als die katholischen Afrikaner und Asiaten an unseren Hochschulen die geeignetsten Apostel wären, um ihre nichtchristlichen Landsleute mit ihrem Glauben bekannt zu machen und unaufdringlich für das Christentum zu werben. Sie halten ja naturnotwendig mit ihrer Rassen- oder Heimatgruppe zusammen. Katholische und nichtkatholische Asiaten begegnen sich ständig, und es wäre unmöglich, sie in der ihnen fremden Umwelt voneinander zu trennen, zumal sie auch gemeinsame nichtreligiöse Interessen haben. Sollen also die nichtchristlichen Überseestudenten für Christus gewonnen werden, so müssen wir zuerst sorgen, daß die christlichen Überseestudenten bei uns Christus nicht verlieren. Auch diese Aufgabe erfordert Menschen, die mit der Struktur des katholischen Lebens in Asien und Afrika, mit seinen Problemen, Schwierigkeiten und auch Fehlentwicklungen vertraut sind. Jene Studenten sind in besonderer Gefahr, an den Schwächen des westlichen Katholizismus Anstoß zu nehmen, da sie bisher von dem Glauben der Heimat ihrer Missionare besonders hoch dachten. Die Zahl der katholischen Überseestudenten in den west-

lichen Ländern spiegelt nun deutlich die Diasporasituation der Kirche in Asien und Afrika wider. Ihre Zahl stellt stets eine absolute Minderheit unter ihren Landsleuten dar. Der bei uns neuerdings geweckte Helferwille gegenüber den Überseestudenten, der in zahllosen Einzelinitiativen zum Ausdruck kommt, kann sich natürlich bei der kleinen Zahl von afrikanischen oder asiatischen Katholiken an unseren Hochschulen nur genügend auswirken, wenn er sich auch der großen Zahl der nichtkatholischen Studenten zuwendet. Hier drohen aber erhebliche Gefahren. Selbstverständlich muß es unser Wille sein, diese Studenten zu Christus zu führen. Hier liegt sogar das Missionsproblem Nummer eins der gegenwärtigen Weltlage. Aber der Weg zu diesem Ziel führt nicht über einen unerleuchteten Bekehrungseifer. Wohl nicht ohne Grund hat die Missionszyklika *Fidei Donum* diese Art Apostolatsarbeit nicht erwähnt, sondern nur die Notwendigkeit hervorgehoben, die katholischen Überseestudenten an unseren Hochschulen im Glauben zu erhalten und zu festigen. Eine ähnliche Haltung finden wir in der Papstansprache an den Zweiten Laienweltkongreß (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 118). Die Aufgabe ist nicht nur schwierig, sie kann nicht nur nicht in allgemeinen Weisungen dargestellt werden, vielmehr vollziehen sich alle „Bekehrungsversuche“ an diesen Überseestudenten heute unter den Augen eines argwöhnisch beobachtenden, vom Kommunismus verhetzten farbigen Nationalismus. Die Atmosphäre ist ganz anders als zu der Zeit, wo ein Vinzenz Lebbe CM in Frankreich und Belgien einen beachtlichen Prozentsatz (mehrere Hundert) der im Westen studierenden chinesischen Studenten taufen konnte. Wer sich die Psychologie der Überseestudenten, wie sie oben zu skizzieren versucht wurde, vor Augen hält, sieht auch ohne weiteres ein, daß sehr viele seelische Prozesse abgelaufen sein müssen, bevor wir von ihnen eine ernste Annäherung an das (in westlicher Ausprägung) ihnen gegenüberstehende Christentum erwarten können. Hier führt nur das indirekte Apostolat zum Ziele, das auf rein menschlicher Ebene beginnt und damit endet, daß man christliches Leben im eigenen Handeln und in jenem der christlichen Gemeinschaft ihnen vor Augen führt. Und sie wollen ein sozial wirksames Christentum sehen, das auch in Wort und Tat sich für ihre nationalen und sozialen Interessen einsetzt. Jeder unkluge Bekehrungseifer — und wie wenige in unseren Ländern, besonders in dem so lange von der Berührung mit der Evolution der Überseevölker abgeschlossenen Deutschland, kennen wirklich die Kultur und die Psychologie dieser Studenten — kann alles zerstören, nicht nur beim einzelnen, sondern bei allen von ihnen! „Aha, man will uns bekehren!“ wird man sagen, wenn ein Studentenheim, in dem wir ihnen Wohnung und menschliche Liebe erzeigen, seine ersten Konvertiten in der großen Presse bekanntgibt und womöglich zu der Tauffeier noch Vertreter aller Nationen einlädt, wie es schon geschah. Was nützt uns die Plakatierung von Einzelkonversionen, wenn daraufhin die ganze Gruppe der nichtchristlichen Studenten aus den Entwicklungsländern sich gegen christliche Einflüsse abkapselt! Auch unsere katholische Öffentlichkeit muß sehen lernen, daß die Sorge um die Überseestudenten ihre Rechtfertigung nicht in der baldigen Erreichung von Konversionen findet. Die Kommunisten haben ihre Erfolge bei den Überseestudenten nicht durch Propaganda des dialektischen Materialismus erzielt, sondern durch psycho-

logische Einfühlung, menschliche Annäherung und Hilfe, absolute praktische Ablehnung der Rassenschranke, Eintreten für ihre nationalen und sozialen Sehnsüchte und Verheißung baldiger Besserung ihrer Verhältnisse. Das Christentum kann nicht das Paradies auf Erden verheißeln, aber durch das praktische Verhalten seiner Bekenner zeigen, daß es ihm ernst ist mit der Schaffung einer Welt wahrer Brüderlichkeit, in der Farbige und Weiße die gleichen natürlichen menschlichen Rechte genießen. Wir müssen auch in der delikatsten Arbeit unter den nichtchristlichen Überseestudenten wenigstens die Geduld der Kommunisten und vielleicht sogar jene der geistlichen Lehrer und Erzieher an den großen Missionskollegien in Asien aufbringen, die Generationen von Nichtchristen erziehen, ohne nennenswerte Bekehrungen zu erzielen, und dennoch von diesem Erziehungssystem nicht abließen, weil es für die Kirche wenigstens eine Atmosphäre des Verständnisses und des Wohlwollens schuf. Wir müssen warten können, reifen lassen, die Gnade Gottes erbeten. Es ist schon unendlich viel erreicht, wenn zukünftige führende Männer der selbständig werdenden Staaten Asiens und Afrikas als Freunde des Christentums aus unseren Ländern in die Heimat zurückkehren.

Vergessen wir nicht, daß eine aktive Bekehrungsarbeit an den nichtchristlichen Überseestudenten in deren Augen nur dann kein peinliches Erstaunen erregt, wenn wir auch an den Nichtchristen oder religiös Abständigen unseres Volkes den gleichen Apostolatsseifer betätigen. Neuerdings zeigen unsere katholischen Studentenverbindungen ein sehr erfreuliches Interesse an den Asiaten und Afrikanern an deutschen Hochschulen. Von ihnen aber glaubt Dr. Aloysius P. Y. Shinoda, ein katholischer Japaner, der in Deutschland studiert, die Feststellung machen zu dürfen: „Die Mehrzahl der katholischen Studentenverbindungen in Deutschland sind weder aktiv in der Actio Catholica noch in der Actio Catholicorum“ (Cahiers des Auxiliaires, Brüssel, Nr. 3, 1957).

Kirche und Studenten an den asiatischen und afrikanischen Universitäten

Auch in den Missionsländern selbst ist die Gewinnung der nichtchristlichen Studenten ein Kirchenproblem ersten Ranges. Auch hier kann man zur Erreichung des Zieles nicht direkt auf Bekehrungen ausgehen. Sie ergeben sich nur, wenn die Kirche sich dort als Lebensmacht erweist und positive Beiträge zur Lösung der brennenden Probleme leistet. In freimütiger Weise behandelte H. Haas in „Het Missiewerk“ (1, 1957), der Nimwegener Zeitschrift für Missionswissenschaft, jene Züge in der Missionskirche von heute, die diesem Ziele hinderlich sind: „Die Christengemeinschaften, die man in den Missionsländern aufbaute, erhalten notwendigerweise den gleichen Stempel wie die Christenschaften in Europa. Es wäre seltsam, wenn das nicht so wäre. Daher der sehr ambivalente Charakter der Christenschaften in den Missionsländern, die gleichzeitig apostolisch und defensiv, nach außen drängend und isoliert sind, bodenständig und doch auch wieder fremd, stark an Überzeugung und schwach an Überzeugungskraft, caritativ und erzieherisch tätig und gleichzeitig kulturell-soziologisch von geringem Einfluß... Die klerikale und sakrale Sphäre, die die meisten Missionen kennzeichnet, kann schwerlich das Klima bieten, in dem eine mehr auf das Profane und das Berufsleben gerichtete Laienelite sich bilden und zur Entfaltung

kommen kann.“ Die Christengemeinden in den Missionen zeigen, so führt der Verfasser weiter aus, eine zuwenig sozial-bürgerliche Haltung: „Es fehlt den katholischen Gruppen, sicherlich den Geistlichen, keineswegs an geistlicher Überzeugung und geistlichem Zeugnis, aber das, was sich für die Nichtkatholiken als eine große Anziehungskraft erweist, wirkt gleichzeitig in einer bestimmten Einseitigkeit klar abstoßend, wenn es nicht mit einem deutlichen und im Handeln sich zeigenden Bewußtsein von der Aufgabe des Menschen hier auf Erden zusammengeht, besonders bei den Intellektuellen aus den Ländern, die sich im Aufbau und in der Entwicklung befinden. Hier geschieht es denn auch, daß oft die Besten und die geprägtesten Charaktere von anderen angezogen werden, nicht zuletzt von den Kommunisten. Nach meiner Auffassung kann eine katholische Gemeinschaft für diese junge geistige Elite nur anziehend sein, wenn sie in Tat und Wahrheit nicht auf rein geistigem, vielmehr auch auf sozialem, kulturellem, bürgerlichem und politischem Gebiet sich als dynamisch erweist. Es versteht sich von selbst, daß der spirituelle Aspekt dabei entscheidend bleibt.“

Es gibt viele Möglichkeiten, auch an den Hochschulen in Übersee die Studenten christlich zu beeinflussen. Katholische Hochschulen haben hier die Aufgabe, nicht gleichsam im geschlossenen Gefäß zu arbeiten, sondern die Männer und Frauen vorzubereiten, die an weltlichen Hochschulen Lehrstühle besetzen, von denen ein christlicher Humanismus ausstrahlt, dem Ewigen zugewandt, aber gleichzeitig tatkräftig mitgestaltend an den Grundlagen eines menschenwürdigen Lebens und an einer neuen sozialen Ordnung. Nur in der Begegnung mit solchen Menschen, mit einem solchen Christentum besteht Gewähr, daß die nichtchristlichen Studenten in Asien und Afrika zu Christus finden, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Ökumenische Nachrichten

Lutheraner planen Volksmission „Erschreckt uns die Tatsache nicht mehr, daß sich nur ein geringer Prozentsatz der Getauften zur Kirche hält?“ So fragt Oberkirchenrat Hugo Schnell in seinem Bericht im Hamburger „Informationsblatt“ (Nr. 12 vom 30. Juni 1958) über die diesjährige Generalsynode der VELKD, die vom 2.—6. Juni in Berlin-Spandau tagte und das Thema Volksmission in den Mittelpunkt der Beratungen stellte. Tatsächlich hat die VELKD, die vor zehn Jahren gegründet wurde, in dieser Zeit viel getan, um sich durch liturgische Ordnungen und Lebensordnungen, diesmal auch durch den Entwurf der lange erwarteten, aber immer noch provisorischen Trauordnung, eine institutionelle Festigkeit zu geben. Inzwischen hat man freilich erkannt, daß es mindestens ebenso notwendig ist, eine „missionierende Kirche“ zu werden. Darum war das Hauptthema der Berliner Generalsynode die logische Fortsetzung des Themas der Hamburger Synode von 1957 über die Predigtnot (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 470 ff.).

Die von der Synode aufgestellten 22 Thesen über die „missionierende Kirche“ zielen weit (vgl. „Evang.-luth. Kirchenzeitung“, 1. Juli 1958, Nr. 13, S. 201 f.). Es wird hier sehr ernst von der Kirche Christi als Frucht und Werkzeug seiner Sendung gesprochen und gefordert, daß sie die mit der Taufe an den Menschen übernommene Verantwortung auch zu erfüllen, d. h. die lauen und stets

von Rückfall bedrohten Glieder zu erwecken und zum Dienst an der Welt zu ertüchtigen habe. Lehrhafte und erbauliche Predigt genüge nicht mehr. Die Charismata der Gemeinde seien zu beleben und einzusetzen, ja die Struktur der Gemeinde selber müsse einen tiefen Wandel erfahren, damit alle Lebensbereiche unter die Herrschaft Christi gerufen werden können. In diesem Zusammenhang fällt die Bemerkung (These 19), daß die Ortsgemeinden nicht durch Paragemeinden soziologischer Struktur, also etwa Betriebsgemeinden, ersetzt werden könnten, denn es sei eine Fiktion, daß die neue Existenzform des Menschen im Betrieb liege. Es ist ferner die Rede von spezialisierter Mission, übergemeindlicher Volksmission und dergleichen mehr. In die „Kirche des Wortes“ und der lehrhaften Predigt scheint, teils unter dem Einfluß des amerikanischen Luthertums, Bewegung zu kommen, wenn diese Thesen zur Durchführung gelangen sollten.

Über die Trauordnung und die lutherische Kundgebung der Bischöfe zur Mischehenfrage, die nicht als Antwort zu dem katholischen Hirtenwort vom Januar, sondern aus langer Beschäftigung mit der Frage entstanden sein soll, berichten wir in einem theologischen Bericht (ds. Heft, S. 518), der für die besondere Unterrichtung des katholischen Klerus bestimmt ist.

Von Interesse sind einige Stellen aus dem gedruckten Tätigkeitsbericht des leitenden Bischofs der VELKD, Landesbischof D. Lilje. Ihm entnehmen wir, daß der Theologische Ausschuß nach einer Verhandlung mit Propst D. Asmussen im Januar 1958 über „das Verhältnis der lutherischen und der römisch-katholischen Kirche unter dem Gesichtspunkt der ‚katholischen Reformation‘“ besondere Richtlinien oder „Grundsätze über das Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche“ ausgearbeitet hat, die zur Zeit der Kirchenleitung der VELKD vorliegen. Sobald sie veröffentlicht sind, werden wir darüber berichten. Der lange Abschnitt des Tätigkeitsberichtes über „Römisch-katholische Kirche“ enthält die bekannten Sätze von der ökumenischen Verantwortung der Lutheraner gegenüber Rom (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 146 f.) und der Notwendigkeit „ständiger Überprüfung des reformatorischen Ansatzes“, ferner die Forderung einer Intensivierung der Kontroverstheologie im Rahmen des zu gründenden Konfessionskundlichen Instituts des Lutherischen Weltbundes. Besondere Beachtung verdient der Abschnitt „Interkonfessionelle Begegnung“ (S. 33). Er lautet:

Ablehnung einer „mittleren Plattform“

„Mit den verschiedenen Arbeitskreisen und Einzelpersonlichkeiten wurde engere Verbindung aufgenommen. Soweit es sich um evangelische Kreise handelt, diente die Kontaktaufnahme einer stärkeren Koordinierung der gemeinsamen Arbeit oder auch der kritischen Auseinandersetzung (z. B. mit dem Kreis der ‚Sammlung‘). Mit den von der römisch-katholischen Kirche beauftragten ökumenischen Arbeitskreisen besteht mannigfaltige Berührung. Es hat sich gezeigt, daß man sich dort am besten versteht, wo die Gesprächspartner ihre eigene Position möglichst klar vertreten und dem anderen nahezubringen versuchen. Alle noch so wohlgemeinten Versuche, das Gespräch von einer mittleren Plattform aus zu führen oder Unionsträumen nachzuhängen, fördern das ökumenische Gespräch nicht, sondern sind geeignet, die Begegnung zu